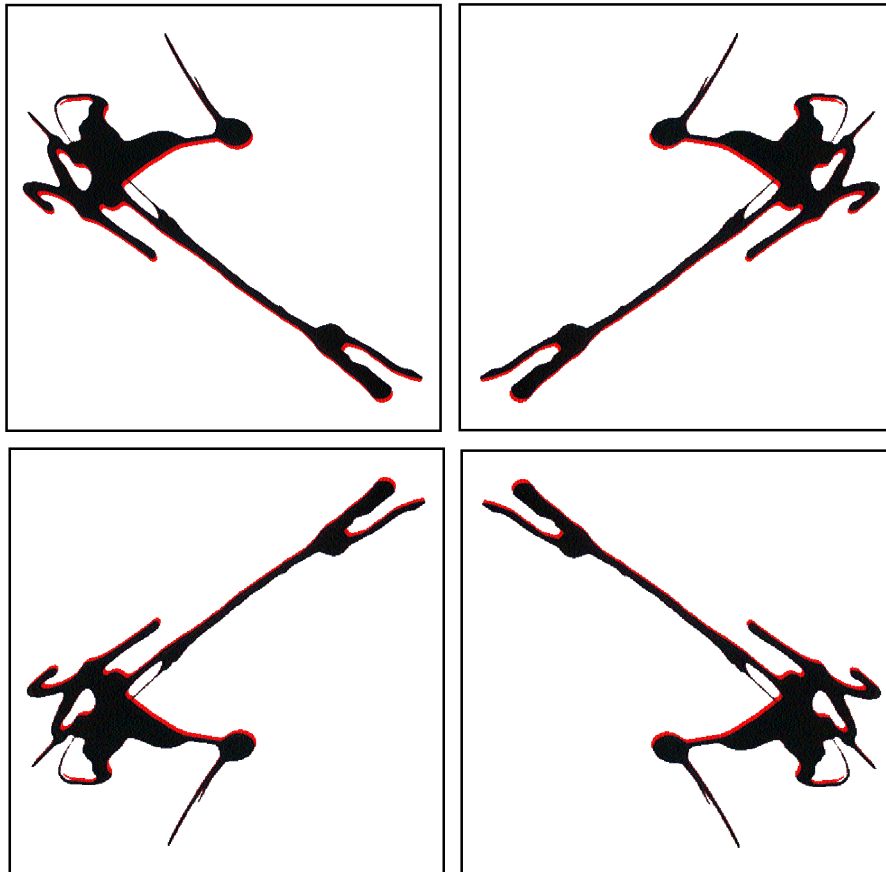


Mir geht nichts über Mich! - Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt!

# DER EINZIGE

Vierteljahresschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig



## Diverses zu Max Stirner



STIRNERIANA

|                                                  |    |
|--------------------------------------------------|----|
| <i>Ex-undis</i> , Unter Verdacht: Arnold Ruge    | 3  |
| Jürgen Mümken, Stirner - ein „Deutscher Egoist“? | 11 |
| Joán Ujházy, Bildnis und Totenschädel Stirners   | 13 |

MAX - STIRNER - ARCHIV

|                                                                             |        |
|-----------------------------------------------------------------------------|--------|
| <i>Pierre Ramus</i> , Die Deutschen im Osten                                | 18     |
| Lenz Prütting, Stirner und Brecht - Zwei Aufsätze                           | 21, 22 |
| Wilhelm Schmid, Nicht Revolution bringt Freiheit, sondern Selbstmächtigkeit | 27     |

REZENSIONEN

|                                                        |    |
|--------------------------------------------------------|----|
| Christian Berners, Recensenten Stirners                | 31 |
| Jörg Ulrich, Warum die Menschen wollen, was sie sollen | 32 |

... UND DAS IST EINE GANZ ANDERE GESCHICHTE

|                                                                 |    |
|-----------------------------------------------------------------|----|
| Hartmuth Malorny, Roger, Louven und Co. und ich und Johnny Cash | 34 |
| Sabscho, Ein Anti-Alkoholiker packt aus. Ein Interview          | 36 |

|           |
|-----------|
| EDITORIAL |
|-----------|

Aus der bisherigen Serie, Ausgaben zu *bestimmten* Themen herauszugeben, bin ich mit diesem Heft erstmals nach langer Zeit wieder ausgebrochen; ich hoffe nicht auf Kosten von Qualität.

Ich stelle u.a. einen bisher *unveröffentlichten* - und wie mir von der Pierre-Ramus-Gesellschaft mitgeteilt auch ihr *unbekannten* - Beitrag von Pierre Ramus vor. Wann der Beitrag geschrieben wurde, geht aus dem mir vorliegenden Manuskript nicht hervor. Drei in Sachen *Transkription* bewanderte Experten - Bernd A. Laska, Dr. phil Bernhard J. Piegsa und Jörg Streller, M.A., *denen ich hiermit meinen Dank aussprechen möchte* - haben sich *sehr* darum bemüht, diese „Sauklaue“ (s. S. 18-21) lesbar zu machen. Trotz ihres großen Bemühens ist das leider nicht 100%ig gelungen. Dennoch müßte herausgekommen sein, was Ramus uns mitteilen wollte.

Erstmals werden in Zusammenhang mit dem Beitrag „*Bildnis und Totenschädel Stirners*“ Aufnahmen des Schädels abgebildet, von dem Mackay und Engert der Meinung waren, daß es der von Stirner sein müsse. Ob das tatsächlich der Fall ist, müßte recherchiert werden. Das aber kostet sicherlich eine Menge Geld, Geld, das die Max-Stirner-Gesellschaft nicht hat - und ich auch nicht. Aber vielleicht findet sich ein Spender oder mehrere, der/die dieses Projekt finanzieren würde/n.

Ebenfalls neu in diesem Heft ist der Abdruck einer *Kurzgeschichte* des Social-Beat-Dichters Hartmuth Malorny aus Dortmund, der seinen Debütroman „**Die schwarze Ledertasche**“ in meinem Verlag veröffentlichte, ein Roman, der unbedingt von vielen gelesen werden sollte - wie auch diese Kurzgeschichte.

**Für alle Abonnenten, besonders die aus dem Ausland, habe ich auf der vorletzten Seite im Impressum die genauen Angaben für die Überweisung gemacht. Ich bitte um Beachtung!**

Leipzig, 3. Mai 2004

Kurt W. Fleming

Die *Zeichnung* auf der Titelseite ist [m]ein Phantasieprodukt aus dem Jahre 1999.

## STIRNERIANA

## Unter Verdacht: Arnold Ruge

### Bericht einer kurzen Untersuchung

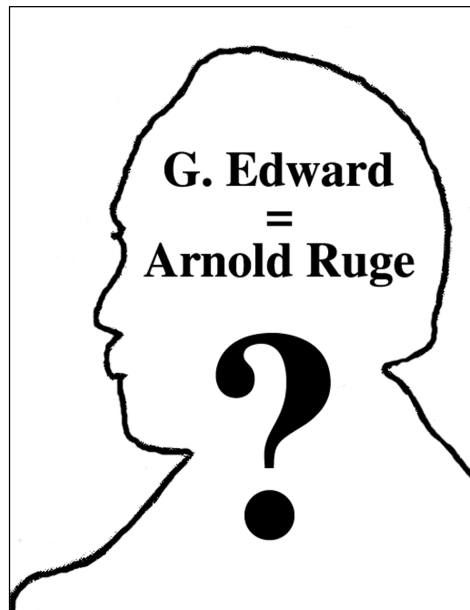
Anlässlich Kuno Fischers Artikels „*Moderne Sophisten*“ wurde 1847 der Artikel „Die philosophischen Reaktionäre“, mit dem Untertitel „*Die modernen Sophisten von Kuno Fischer*“ geschrieben. Sein Autor, G. Edward, ist bis jetzt unbekannt. Die Frage ist: wer hat sich hinter das Pseudonym *G. Edward* versteckt?

Wer eine Spur gefunden hat, braucht eine Weile einen Tunnelblick. Auf meiner Suche habe ich mich beschränkt auf Materialien, die mir hier zur Verfügung standen. Es hat mir Spass gemacht darin herumzuzschnüffeln. Als ein einfacher, misstrauischer Feldhüter, ganz zufällig geboren und aufgewachsen in Polizeikasernen, übergebe ich dieses Protokoll gern an die Anwaltschaft der Sachverständigen.

#### 1. Auf eine Spur gekommen

Nachdem ich mich mit einigen von Max Stirner erwähnten religiösen Gruppierungen befasst hatte, war es mir noch nicht klar, was der nächste Vergleich bedeuten sollte: „Der Gute macht Jagd auf Sophisten wie unsere Lichtfreunde und Deutschkatholiken auf Jesuiten“. (*Die philosophischen Reaktionäre*, Bernd A. Laska (Hrsg.), Max Stirner, *Parerga, Kritiken, Repliken*, S. 207). Die „Sophisten“ weisen auf Kuno Fischers Artikel „*Moderne Sophisten*“, „Der Gute“ heisst hier Kuno Fischer. Was aber enthält dieser Vergleich und wer könnte so was geschrieben haben?

Der Vergleich „[Jagen] wie unsere Lichtfreunde und Deutschkatholiken auf Jesuiten“ hört sich hübsch an, kam aber nicht aus Max Stirners Feder. Die protestantischen Freunde oder Lichtfreunde und die Deutschkatholiken waren sowieso nicht die Seinigen, er war nicht mit ihnen befreundet. 1846 schon hatte er klar gestellt, die Kirche sei ihm völlig gleichgültig geworden. (Mackay, *Max Stirner, sein Leben und sein Werk*, S. 176). Die Frage ist deshalb:



*Ist Arnold Ruge ... G. Edward?*

wer stand den Lichtfreunden und Deutschkatholiken, diesen Freireligiösen, so sympatisch gegenüber, dass er in dieser munteren Jagdszene von den „unseren“ sprach? Das müsste doch wohl jemand aus diesem Kreis sein, jedoch auch mit einem gewissen Masse von Überlegenheit.

Ich hatte einiges über die Bewegung der Freireligiösen gelesen und erinnerte mich an folgendes: „An der jetzt aufbrechenden freireligiösen Bewegung der Deutschkatholiken und der Lichtfreunde hielt sich Ruge informiert. Er pflegte sogar Beziehungen zu deren

Amerika-Emigration. [...] Die freien Gemeinden wären alle miteinander wieder in die Hände von Pfaffen gefallen, wenn sie nicht unterdrückt worden wären.“ (Friedrich Heyer, „*Arnold Ruge*“ in *Bautz' Kirchenlexikon*, Bd. 8.) Gut, aber wer sind diese Jesuiten, wo wurden sie gejagt und wann?

Wer? Gerade in diesem Zusammenhang, genügt es mir, was Kuno Fischer dazu sagt: „Das Subject, das seine individuelle Bestimmtheit zum Princip macht, sei es in der Gestalt der Willkür oder des Triebes, sei es in der Gestalt unkritischer Vorstellungen und Phantasien, ist der Feind des Humanismus und gehört in das Lager seiner Feinde, - gebt diesem Subjecte die Gestalt der Reflexion und es ist ‚Egoist‘, ‚Individuum‘, Romantiker, Jesuit, - mögen diese Standpunkte der sophistischen Reflexion auch noch so verschieden sein, sie sind identisch in ihrer Reaction gegen den Humanismus.“ (Kuno Fischer, *Moderne Sophisten*, Kurt W. Fleming (Hrsg.), S. 94.)

Jesuit, einer der Feinde des „Humanismus“: aber wo und wann? Das Wann ist wichtig, denn die Jagd der Lichtfreunde und Deutschkatholiken ist in dem Vergleich eine Aktualität, was den Autor jedenfalls anbetrifft. Die Deutschkatholiken gab es erst seit 1845. Der

Vergleich hat keine Zeitbestimmung und galt gewiss wohl als eine Selbstverständlichkeit. Ich lese weiter bei Friedrich Heyer: „Die Schweiz erhielt Ruges Beifall, da sie im Sonderbundkrieg die verräterischen kleinen Jesuiten-Cantone mit sanfter Gewalt in eine neue Verfassung nahmen“. Was war dieser Sonderbundkrieg und wann wurde er geführt? Schnell im Internet gefunden: ein wichtiges Ereignis in der schweizerischen Geschichte und zwar im Herbst 1847!

Also, Ruges Lichtfreunde und Deutschkatholiken jagten 1847 im Lande Wilhelms Tells Jesuiten. Die hier nicht weiter zu schildernde schweizerische Sonderbundgeschichte hatte Arnold Ruge höchste Aufmerksamkeit, er war tiefstens involviert. Marx und Engels stellten ihrerseits eine kabaretteske Schilderung von Arnold Ruge dar, u.a. bezüglich seiner schweizerischen, lichtfreundlichen und deutsch-katholischen Interessen. Vgl. „*Die grossen Männer des Exils*“ von Karl Marx/Friedrich Engels - Werke, (Karl) Dietz Verlag, Berlin. Band 8, 3. Auflage 1972, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1960, Berlin/DDR. S. 268-281.

Weiter ist bei Heyer noch bemerkenswert: Die Erfolge naturwissenschaftlicher Forschung werden von Ruge mehr und mehr in Betracht gezogen. „Die Naturwissenschaften haben der Scholastik den Gnadenstoß gegeben und das Kirchenthum unterwühlt ... Naturforscher kommen bei uns zusammen, ohne daß irgend Gebete vorfallen“. In den „*Philosophischen Reaktionären*“ heisst es: „Aber mit dem dialektischen Kunststück einer Naturphilosophie werdet weder ihr noch ich die grossen Tatsachen der modernen Naturforschung auflösen, so wenig als es Schelling und Hegel getan hat“; und „Höre es, naturforscher, der du mit Vergnügen das werden des Hühnchens im bebrüteten Ei beobachtest und nicht daran denkst, es zu kritisieren ...“

Auch damals besagte das Sprichwort: Wovon das Herz voll ist, davon läuft der Mund über, d.h. jedenfalls bei Leuten, die nicht schweigen können oder mögen.

## 2. Ein allgemeines Bild von Arnold Ruge

Arnold Ruge war bestimmt kein schweigsamer Typ, im Gegenteil! Ein oder zwei vereinzelte Anweisungen genügen gewöhnlich nicht, um jemanden unter Verdacht zu stellen,

aber sie sind interessant genug, um die Möglichkeit „Arnold Ruge“ (1802-1880) weiter zu recherchieren. Gerade dass er ganz in der Nähe aller Beteiligten zu finden ist, müsste ihn sowieso verdächtig machen. Was für ein Mann war er?

Zuerst möchte ich wissen, was Max Stirner über Arnold Ruge gesagt hat. Nicht viel, zeigt sich, aber genug: „Der Katholizismus zog den Examinanden vor das Forum der Kirchlichkeit, der Protestantismus vor das der biblischen Christlichkeit. Es wäre nur wenig gebessert, wenn man ihn vor das der Vernunft zöge, wie z. B. Ruge will. Ob die Kirche, die Bibel oder die Vernunft (auf die sich übrigens schon Luther und Huß beriefen) die *heilige Autorität* ist, macht im Wesentlichen keinen Unterschied.“ (EE, 387).

Max Stirner positioniert Arnold Ruge in eine Weise, die Ruge zweifelsohne ausserordentlich gefallen hat, denn Arnold Ruge betrachtete sich selbst als der beauftragte Erbe der Achse Luther-Hegel-Ruge. In diesem Sinne wird Arnold Ruge auch von Friedrich Heyer porträtiert.

John Henry Mackay äusserte sich nicht günstig über Arnold Ruge. „Ruge, der so leicht beeinflussbare, der nach Erscheinen des ‚Einigen‘, wie sein Briefwechsel bezeugt, es von wärmster Anerkennung Stirners (das erste leserliche philosophische Buch in Deutschland‘, ‚man müsste es soutenieren und propagieren‘) zur Begeisterung für die Kritik seines gehässigsten Gegners, Kuno Fischer, brachte, suchte sich in seinen ‚Zwei Jahren in Paris‘ mit ihm auseinanderzusetzen, wo er seinem Buche, dem kühnen ‚Morgenrufe in dem Lager der schlafenden Theoretiker‘, in der Betrachtung ‚unserer letzten zehn Jahre‘ (‚Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt‘) einen beträchtlichen Raum gönnt.“ (*Max Stirner, sein Leben und Werk*, S. 162).

Nun bin ich nicht begeistert von Mackays Urteilsvermögen und auch hier scheint mir Mackays Urteil nicht haltbar. Sein Hauptfehler ist m.E. seine Ansicht, Arnold Ruge sei so leicht beeinflussbar gewesen. Mackay irrt sich dadurch, dass er nicht den Ideologen Arnold Ruge, den der Achse Luther-Hegel-Ruge, von dem Politiker Arnold Ruge unterscheidet.

Der Ideologe Arnold Ruge war in seiner Sache als deutsch-nationaler freiheitlicher Pro-

testant durchaus konsistent bis zu seinem Tode, und er dünkte und benahm sich als verteidigender und schützender Erbe dieses „Altprotestantismus“, wenn auch mit einer unverhohlenen Statur von Übertugendheit. Er war ideologisch überhaupt nicht beeinflussbar.

Seine Haltung schildert z. B. Gustav Freytag (1816-1895): „Zu unserem Kreise [1847, in Dresden] gehörte auch der Socialist Julius Fröbel, in politischen Fragen so doctrinär, daß er kaum für zurechnungsfähig gelten konnte, im persönlichen Umgange fein und weich und von vornehmer Haltung. Er hatte mit Arnold Ruge vor Kurzem eine Buchhandlung gegründet, welche unter großen Hoffnungen der Theilhaber ins Leben trat, sie hatten sich erboten, meine Verleger zu werden, und die erste Sammlung meiner Theaterstücke ist in ihren Verlage erschienen. Auch Ruge weilte oft unter uns und wenn er und Fröbel vor mir saßen, so mischte sich zu dem lebhaften persönlichen Antheil, den man beiden zuwenden mußte, leicht der Humor über das Wesen der beiden so verschiedenen Größen, von denen jeder die Welt durch bunte Seifenblasen umgestalten wollte, die er in die Luft schickte, während jeder die eigenen geschäftlichen Verpflichtungen mit wahrhaft kindlichem Ungeschick behandelte.“

Ein anderes Beispiel von Arnold Ruges Haltung gibt Mackay (S. 73, 74). Ich möchte hier schon vorwegnehmen, dass dieses Beispiel weiter noch ein besonderes Interesse hat.

Mackay: „Der erste [Gast bei den Freien] war Arnold Ruge. Er erschien Anfang November 1842 eines Abends mit dem Verleger Otto Wigan aus Leipzig und seinem Bruder Ludwig bei Walburg in der Poststrasse. Es trieb ihn, die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er als Herausgeber der ‚Hallischen Jahrbücher‘ schon so lange in regem Verkehr gestanden. Er traf die ganze Gesellschaft beisammen. Ludwig Ruge erzählt: ‚Anfangs war es ziemlich stille, und er bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Nach und nach befreiten sich einige aus der philiströsen Unterhaltung‘ - Ruge hatte mit Bauer, Nauwerck und Köppen ein Plan einer ‚reien Universität‘, unter den damaligen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, erörtert, und den Jüngeren, die erst still zugehört hatten, wurde die Sache langweilig und sie opponierten - ,und verfielen

in ihren alten gewohnten Ton. Die freie Stimmung steigerte sich bis ins Unglaubliche. Ich sah, wie Arnold stumm und wie versteinert dasass. Ein Sturm musste ausbrechen, denn es kochte und siedete in ihm. Mit einem Mal sprang er auf und rief mit lauter Stimme: ‚Ihr wollt frei sein und merkt nicht, dass ihr bis über die Ohren in einem stinkenden Schlamm steckt! Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker! - Reinigt euch zuerst selbst, bevor ihr an eine so grosse Aufgabe geht!‘“

Der nicht unbevorurteilte Mackay fügt hinzu: „Damit verliess der eitle Mann, dessen sehr überschätzte geistige Bedeutung seinem Einfluss in damaliger Zeit nie gleichgekommen ist, die Gesellschaft, um nie wiederzukehren. Man kann sich denken, dass der moralische Entrüstungsausbruch dieses Predigers in der Wüste bei den Zurückbleibenden nur die ungeheuerste Heiterkeit erregte und wird die Bitterkeit verstehen, mit der nachher von dem in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkten auf die ‚Freien‘ losgezogen wurde. Wenn dies gleichgültige Ereignis auch nicht zu ‚einem allgemeinen Stadtklatsch‘ gedieh, so trug es doch dazu bei, die ‚Freien‘ nach aussen hin in Verruf zu bringen, um so mehr, als sie selbst natürlich nicht daran dachten, zu antworten. Arnold Ruge aber bildete sich allen Ernstes ein, ‚halb und halb die Gesellschaft gesprengt zu haben‘.“

Der Politiker Arnold Ruge benahm sich jedoch eben wie ein ... Politiker! „Wenn auch kein bedeutener selbständiger Kopf, wird Arnold Ruge doch derjenige in ihrem Kreis [d.h. der junghegelianischen Opposition], der aus der Hegelschen Dialektik Waffen für den politischen Kampf zu schmieden sucht. Ein glänzender Publizist und Kritiker, zugleich ein hervorragendes Organisationstalent, versteht er es, Mitstreiter zu gewinnen und geistig anzuregen.“ (Joachim Höppner, *Einleitung Deutsch-Französische Jahrbücher*, Reclam jun. Leipzig, 1981).

Und Arnold Ruge verfügte über die benötigten finanziellen Mittel. Durch seine Moral als (Macht-)Politiker suchte er wo möglich Mitstreiter, Koalitionspartner, und er verstand es auch Mitstreiter abzuservieren. In seinen persönlichen Verhältnissen, wie man aus seinen Briefen erfahren kann, war er auch nicht sel-

ten politisch, d.h. manipulativ. Sein politisches Verhalten und seine politische Tätigkeit haben vielleicht den Eindruck vermittelt, Arnold Ruge sei unbeständig und beeinflussbar. *Schlussfolgerung:* Arnold Ruge ist eine Person, die über alle Kompetenzen und Beziehungen verfügte um als ernsthafter Verdächtiger gelten zu können.

### 3. Das Verhältnis Ruge-Fischer

Was und wie war das Verhältnis zwischen Arnold Ruge und Kuno Fischer, in dem Zeitraum um 1846/1847? Kuno Fischer (1824-1907) schrieb „*Moderne Sophisten*“, als er 22 Jahre war. Arnold Ruge war 22 Jahre älter als Kuno Fischer. Sie waren persönlich mit einander bekannt, wobei es offensichtlich auch um eine Art Mentor-Schüler-Verhältnis handelte.

Sehr nützlich sind in dieser Hinsicht die nächsten drei Brieffragmente, herausgegeben von K. W. Fleming in: „*Max Stirners Der Einzige und sein Eigentum im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik*“, *Stirneriana*, Nr. 20, 2001. (S. 136). Diese Fragmente werde ich hier abschreiben, und stückweise kommentieren. Ich nehme dabei an, dass diese Fragmente richtig sind.

*Brieffragment 1:* „Arnold Ruge an Stahr. Leipzig, den 1. Jan. 47: ... Lies in der Leipziger Revue Kuno Fischer gegen die Sophisten! Das ist ein lebenswürdiger Junge und ein herrlicher Republicaner im Reiche der Theorie.“

#### Kommentar:

Briefe von Arnold Ruge an seinen „Herzensfreund“ Adolph Stahr sind auch aufgenommen in: „*Die Hegelsche Linke*“ (Reclam Leipzig 1985). Der erste Brief 1837. (Diese Freundschaft verhinderte Arnold Ruge nicht 1842 negativerweise an Moritz Fleischer zu schreiben: „Stahr ist unendlich liebwürdig, und ich bin sehr vergnügt mit ihm gewesen: aber er ist zu sehr ein Freund aller Leute.“) Merkwürdig ist die Datierung des Briefes. Der Artikel „*Moderne Sophisten*“ von Kuno Fischer erschien in: *Leipziger Revue*, Jg. 1847, Nr.2-4, 6, 7. (Laska, S. 225). Wenn der Artikel am 1. Januar schon erschienen war, dann doch wohl noch nicht der ganze Artikel. Dass er nicht gewartet hat bis zur Veröffentli-

chung des ganzen Artikels, heisst wahrscheinlich, dass er an diesem Neujahrstag schon Bescheid wusste.

Ich nehme an, dass Arnold Ruge beteiligt gewesen ist - er war ja fähig „geistig anzuregen“ - an der Vorbereitung des Artikels, denn seine *Studien und Erinnerungen* aus den Jahren 1843-1845 befassen sich mit denselben Themen und enthalten übereinstimmende Begriffe. Vgl. K. W. Fleming in: ebenda (S. 115-125). Überdies erwähnt Kuno Fischer ihn (S. 86) liebevoll: „Ruge persiflierte die romantische Liebe, die ‚in schönen Tönen denkt‘, sehr witzig mit dem ‚Maikäfer summ‘, summ‘, summ‘!!“

Und er wundert sich schülerhaft: „Was würde er [d.h. Ruge] von der egoistischen Liebe sagen, in der sich die Liebenden gegenseitig auffressen?“

Zudem noch complimentös: „Die Sophisten haben praktische Anhänger unendlich mehr, als theoretische; wo nur der Egoismus, die Brutalität, wo jene Freiheit von Vorurtheilen, die wie Ruge trefflich sagt, über die Freiheit der Hintertheile nicht hinauskommt, ihr gedankenloses Wesen treiben - da müssen die Sophisten triumphirend ausrufen: ‚Auch hier sind Götter!‘ und diese Götter beherrschen fast an allen Punkten die vulgäre Praxis.“

Um mit Bernd Laska zu sprechen: warum ermunterte Arnold Ruge den brillanten Hallenser Philosophiestudenten Kuno Fischer zu diesem philosophisch gross angelegten Artikel? (Ein dauerhafter Dissident, S. 108) Ich denke, man sollte sich hier nicht irren: Kuno Fischer hat sich als Philosophiestudent mit Philosophen befasst, auch mit den zeitgenössischen Junghegelianern, deshalb auch mit Arnold Ruge, und er hat den Kontakt aufgenommen mit dem „Doyen“ der Junghegelianer, Arnold Ruge. Dem Meister Arnold Ruge hat das natürlich gefallen, und warum würde er nicht helfen? Aber der Student Kuno Fischer war als Philosophiestudent und blieb als Philosophiehistoriker unabhängig von sowohl dem Ideologen als dem Politiker Arnold Ruge.

Und umgekehrt! Kuno Fischers Arbeit ist nun mal keine theologische oder religionsphilosophische Fortsetzung der Achse Luther-Hegel-Ruge. Kuno Fischer blieb dagegen philosophisch in dem Sinne, wie im nächsten Brieffragment angedeutet worden ist. Darum auch

behielt Arnold Ruge grundsätzlich seinen kritischen Distanz zu Kuno Fischer, zu diesem „herrlichen Republicaner im Reiche der Theorie“.

*Brieffragment 2:* „Arnold Ruge an Kuno Fischer. Leipzig, den 14ten März 1847. ... Rössler hat Ihnen Stirners Antwort gebracht. Der Mohr ist unzurechnungsfähig. Es ist gewiss gut, wenn Sie Stirner in einem Brief antworten und ihn über seine Hauptdummheit nochmal stolpern lassen. Vorzüglich verdriesslich ist es diesen Leuten, wenn man ihren Mangel an Genialität und Wirt nachweist, denn zuletzt läuft es darauf hinaus, dass sie genial und die andern Esel sind. Auch die dumme Stufenleiter des Fortschritts der Philosophie durch Strauss, Bauer, Feuerbach, Stirner, Individuum ist eine fixe Idee in diesen Köpfen. Sie verwechseln die theologische mit der philosophischen Bewegung und auch die Praxis der Willkür mit der Praxis der Freiheit. Die theologische Bewegung oder die Bewegung der Religionsphilosophie ist positiv und progressiv; die Praxis der Willkür, der ‚Despotismus der Individuen über die Gesetze des Geistes‘ ist kein Fortschritt, sondern ein Rückfall, keine Genialität, sondern eine Dummheit, weshalb denn auch die Sophisten geistlose Subjecte sind, eben so wie die Jungdeutschen in der Poesie ...“

*Kommentar:*

Ich weiss nicht, wer Rössler war, aber warum schrieb Arnold Ruge an Kuno Fischer, dass Rössler ihm Stirners Antwort gebracht hat? War dies Kuno Fischer denn nicht bekannt? Es sieht aus, als habe Rössler zuerst Arnold Ruge informiert. Eine Antwort bringen heisst hier doch wohl, die Antwort sei nicht mündlich. Arnold Ruge kannte den Inhalt, denn „der Mohr“ (in diesem Kontext: Max Stirner) galt nun für ihn als „unzurechnungsfähig“.

Irgendwie muss Arnold Ruge in die Richtung Max Stirner eine gewichtige Rolle gespielt haben - z. B. einen Empfehlungsbrief hinzugefügt - zugunsten Kuno Fischers, und zwar stelle ich mich vor, um Max Stirner zu bewegen einen Kommentar zu schreiben. Dieser hat es dann offenbar abgeschlagen und Arnold Ruge reagiert wie gestochen sehr enttäuscht. Arnold Ruge wird, so nehme ich an,

wütend und erinnert sich sofort an seinem freudlosen Besuch 1842 bei die Freien, seine respektlosen Gastgeber („Mangel an Wirt“).

Arnold Ruge erdenkt sich zwei Aktionen, die politisch gesehen auf der Hand liegen: a) Kuno Fischer soll Max Stirner einen Brief schreiben, um, als Bestrafung, den noch teils positiven Eindruck aufzuräumen, den er Richtung Max Stirner gezeigt hatte, und b) er selbst wird dafür sorgen, dass Kuno Fischer einen Stirnerschen Kommentar bekommt.

Die Tatsache, dass Kuno Fischers Artikel nicht nur Max Stirner betraf, sondern auch Karl Bürger und den ihm unbekannten Autor des Buches „Das Verstandesthum oder das Individuum“, kann er einfach aus dem Wege gehen. Seine eigene Position als einziger Erbe bzw. Vertreter der Achse Luther-Hegel-Ruge, des „ächten“ deutschen Protestantismus, als Religionsphilosoph, reicht für ihn als Ausgangspunkt durchaus aus. Und er ist mit allen benötigten Ingrediensen vollkommen vertraut. So kriegt er auch die Chance, Kuno Fischer als Philosoph zu kritisieren und auszutesten. Seine Vortrefflichkeit kitzelt ihn masslos.

*Brieffragment 3:* „Arnold Ruge an Kuno Fischer. Leipzig, 23. Juni 47. ... Ihre Polemik gegen Stirner habe ich wiederholt mit grossem Vergnügen gelesen. Nur haben Sie sich versehen in dem à tout prix berühmt werden. Er sagt das von dem Individuum, nicht von Ihnen. Indessen, sagt Lessing, wenn er es auch nicht gesagt hat, so muss er doch dafür gezüchtigt werden.“

*Kommentar:*

G. Edward hat den Kommentar „Die philosophische Reaktionäre“ publiziert und Kuno Fischer hat diesen erwidert. Arnold Ruge hat diese Erwiderung „Ein Apologet der Sophistik und „ein philosophischer Reactionär“, „wiederholt mit grossem Vergnügen gelesen“, diese „Polemik gegen Stirner“!

Aber G. Edward kann Max Stirner nicht sein. Nur Arnold Ruge weiss Bescheid, und schweigt, aber nicht ganz.

„Wiederholt mit grossem Vergnügen gelesen“! Es hat so gut geklappt, dass er sich zwei merkwürdige Schritte zutraut.

Arnold Ruge wagt es, ein Missverständnis bei Kuno Fischer bezüglich eines Vorwurfs man-

gelnder Integrität persönlich zu korrigieren. Es handelte sich um Kuno Fischers Interpretation von der nächsten, nicht untendenziösen Stelle im letzten Abschnitt der „philosophischen Reaktionäre“: „Doch wir wollen Herrn Kuno Fischer zur gefälligen Kenntnissnahme mitteilen, dass der Verfasser von ‚Verstandesthum und Individuum‘ eine Kritik in der evangelischen Kirchenzeitung gegen sich selbst geschrieben. Vielleicht aber ist Herrn Kuno Fischer dieses burleske Handeln eines Mannes, der à tout prix berühmt werden will, besser bekannt als uns.“

Weiter sucht Arnold Ruge zu verhindern, dass Kuno Fischer bezüglich seines Missverständnisses sich bei Max Stirner entschuldigen würde: „Indessen, sagt Lessing, wenn er es auch nicht gesagt hat, so muss er doch dafür gezüchtigt werden.“

Warum korrigiert Arnold Ruge hier? Er scheint Kuno Fischer zu belehren, aber er versteht auch, dass die Zweideutigkeit dieser Stelle dem nicht politisch veranlagten Kuno Fischer unangenehm getroffen hat. War es unbeabsichtigt, und er möchte väterlich das Wehweh lindern? Wer korrigiert, muss imstande sein, es korrigieren zu können: *der Verfasser!* Warum verhindert Arnold Ruge hier? Eine Entschuldigung von Kuno Fischer an Max Stirner würde sehr riskant sein, denn Max Stirner würde nicht nur antworten, er sei nicht der Verfasser, sondern er würde fähig sein textanalytisch zu „beweisen“, dass hinter dem Pseudonym G. Edward schon seit 1842, als er Gedichte publiziert hatte in „Die Eisenbahn“, der Mann steckt, der Arnold Ruge heisst!

Wie gesagt, brauchte Arnold Ruge nur von seiner eigenen ideologischen Position aus zu schreiben. Den Titel hatte er schon, denn „Die (modernen) Sophisten“ sind für Ruge „Die philosophischen (d.h. nicht religionsphilosophischen) Reactionäre“. (Vgl. S. 132, K. W. Fleming, Brief von Ruge an Fleischer, 13ten december 1845.)

In seinem Artikel erklärt er die Gleichsetzung von Sophisten und Philosophen wie folgt: „Wir betrachten das Bild von oben und nennen es einen ‚Sophisten‘; wir betrachten es von unten und nennen es einen ‚Philosophen‘: tel est notre plaisir.“ Als der Erbe Luthers und Hegels, der über allen Gipfeln verweilt, nennt

er Kuno Fischer denn auch bereits im ersten Abschnitt einen philosophischen Reaktionär. Arnold Ruge steht theologisch oben, Kuno Fischer samt allen andere Philosophen unten. Als Politiker koalitiert Arnold Ruge sich nicht wählerisch. Seine einseitige Appreziation für Stirner ist dadurch bestimmt. Sie gilt nur teilweise, nämlich nur soweit, als Max Stirner sich auch kritisch gegen die Philosophen bzw. die Philosophie geäußert hat. Beide betrachten sich selbst als jenseits der Philosophen. Publizistisch sieht er Max Stirner als Mitstreiter. Aber grundsätzlich steht Arnold Ruge auf einer anderen Ebene, als Feind. Max Stirners Egoist, wie (miss)verstanden von Arnold Ruge, ist für ihn, den „freie protestantische Geist“, simpel die Hölle, die „Willkür“. Und Max Stirner? Der hatte Arnold Ruge durch seinen personalistischen, ökonomisch-psychologischen Standpunkt schon längst überwunden in seinem Buch.

Es verwundert nicht, dass Arnold Ruge davon überzeugt ist, allein er habe Max Stirner richtig verstanden: denn wie jeder Gläubige hält er sich für den einzigen, der weiss. „Ich habe schon oft die Bemerkung gemacht, dass Kritiker, die mit grossem Talent und Verstandesschärfe ihrer Kritik gesichtet und analysiert haben, gewiss an Stirner irre geworden sind, und jeder zu den verschiedensten Konsequenzen ihres Missverständnisses, oft zu wahrhaften Betisen, fortgerissen wurden“.

Ideologisch schwarz („der Mohr“?), politisch weiss, so schätzte Arnold Ruge Max Stirner. Als erfahrener Publizist konnte er den Artikel so schreiben, dass Kuno Fischer seinen Trick nicht bemerkt hat. Als Hegelscher Dialektiker rät er Kuno Fischer an, die Fähigkeit zu entwickeln, „anti-Kuno Fischer“ zu schreiben, weil das „politisch“ (berühmt à tout prix) günstig ist: Arnold Ruge wusste, wovon er redete.

Ob es wahr ist, dass der Verfasser von „Verstandesthum und Individuum“ von Ruge in den Brieffragmenten „Individuum“ genannt, eine Kritik in der evangelischen Kirchenzeitung gegen sich selbst geschrieben hat, ist nicht sicher. Ruge hatte, nehme ich an, jedenfalls die notwendigen Kontakte, um es wissen zu können, aber vielleicht hat er sich geärgert, dass seine Freunde an der Zeitung ihr Geheimnis bewahrt haben. Jedenfalls konnte er

in dieser Weise seinen Artikel schlau abschneiden, nur was Kuno Fischer betrifft - nicht ganz schmerzlos.

Kuno Fischer gegenüber wird Ruge, als ein typischer Politiker, ganz einfach bestätigt haben, dass er Max Stirner wiederholt gefragt hat, ob er einen Kommentar schreibt, und dass dieser es äusserst mühsam zugesagt hat; nur wolle er dieses bestimmt nicht unter seinen Max Stirner-Pseudonym veröffentlichen. Kuno Fischer hat ihm gerne geglaubt: Berufsphilosophen sind ja wortgläubig. (Und nicht nur Berufsphilosophen, sondern an fast allen „litterati“ haftet die Wortgläubigkeit, sogar bei den Lesern von Max Stirner, trotz Stirner.)

### 5. G. Edward. Versemacher

Was man von den Gedichten G. Edwards in „Die Eisenbahn“ 1842 hält, ist eine Geschmackssache, aber G. Edward war bestimmt kein Dichter pur sang. Diese Gedichte, vielmehr Verse, sind politisch. Sie gewinnen viel an Klärung, wenn man einsieht, dass sie von Arnold Ruge geschrieben worden sind. Andere Lieder werden zitiert, Burschenschaftlieder vielleicht? Was hat Arnold Ruge mit Versen zu tun?

In diesem Zusammenhang ist zuerst Arnold Ruges Brief d. 21.08.1841 an Robert Eduard Prutz (1816-1872) interessant: „Du hast Deine Gedichte drücken lassen. Ich hätte gewünscht, dass noch mehr eingreifende, wie das Rheinlied, politische und aus dem Geist wiedergeborene Lieder des Durchbruchs, so ein Dutzend Marseillaisen, dabei gewesen oder vielmehr noch erst dazu gekommen wären. Es sind viele dabei, die nicht jung genug oder, wenn du willst, auch zu jung sind. Denn es kommt doch darauf an, dass die ganze geistige Zukunft und eine spezielle Farbe, um die man heutzutage wahrlich nicht verlegen sein kann, nämlich die Farbe der kultivierten Freiheit und ihrer Geburtswehen, darin steckt. Das Rheinlied hat jedenfalls mit aufgenommen werden müssen.(..) Werde ich bald Manuskript von Dir haben?“ (*Die Hegelsche Linke*, S. 820)

Wie er es mochte, mit dieser „Farbe der kultivierten Freiheit und ihrer Geburtswehen“, möchte er baldigst selbst zeigen, durch seine Gedichte in der „Eisenbahn“. Versemacherei

war keine Neuigkeit, denn zu Arnold Ruges Nachlass im IISG Amsterdam heisst es: „Bei den Manuskripten wurden in der Regel die in der Familie Ruge beliebten Gelegenheits-, insbesondere Geburtstagsgedichte untergebracht, obwohl man sie mit gewissem Recht auch als gereimte Briefe hätte behandeln können.“

Marx und Engels schreiben: „Zu diesem Zweck und um den Feind auf seinem eigenen Terrain zu bekämpfen, machte Ruge auch Verse, deren von keinem Holländer erreichte sobre (nüchterne) Abgestandenheit den Romantikern trotzig als Fehdehandschuh ins Gesicht geschleudert wurde.“

1847 veröffentlichte Arnold Ruge seine Sammlung „Die politischen Lyriker unserer Zeit“, in welcher Fallersleben, Freiligrath, Gottschall, Anastasius Grün, Heine, Herwegh, Keller, Lenau, Meißner, Platen, Prutz, Sallet, Seegers und Uhland. Wer fehlt? Klar, „G. Edward“!

### Wohlhabender Reisender.

Auch in den von Joán Ujházy (Vgl J. Ujházy, *G. Edward und Max Stirner. Eine kleine Sensation?*) aufgefundenen „Reiseskizzen“ in der „Berliner Zeitungs-Halle“ 1847<sup>1</sup>, unterzeichnet von G. Edward, gibt es mehrere Stellen, die man eigentlich mühelos Mühe Arnold Ruge zurechnen könnte. Einige Beispiele.

Der Verfasser - wie der des Verses „Neue Bauten“ -, ist empört wegen „der Einsegnung zweier junge[r] Nonnen aus vornehmen Stande“. Was Arnold Ruge von der katholischen Kirche hält, ist mehr als bekannt.

Er speist „öfter mit dem Bruder des jetzigen Papstes“ (also einem Graf Mastai-Feretti) zu Mittag. Der Papst war Pius IX, und den gibt es auch in den „Philosophischen Reaktionären“: „Heute sitzt ein Jesuitenzögling auf dem päpstlichen Thron und regiert im Sinne des religiösen und politischen Liberalismus; und es jauchzen ihm Katholiken und Protestanten zu.“ Weiter bestrebt er sich „diesen [Bruder] zum Deutsch-Katholizismus (!) zu bekehren“. „Das war die Rache des Humors“. Arnold Ruge etaliert nicht nur gerne seine fremdsprachlichen Redensarten, er hat auch „Humor“. Sein Humor ist nicht der des Witzes<sup>2</sup>. „Richtig ist es, dass die Heiterkeit in aller Kunst die Idealität ist, die Darstellung des Idealisierten;

das Ideal verliert also nie den heitern Boden, aus dem es herkommt, ist aber wieder eine höhere Wirklichkeit jener Idealität selbst. So ist der Humor eines Menschen Idealität und die Darstellung des humoristischen Persons wiederum eine Idealisierung, nicht die empirische Wirklichkeit des heitern Individuums, das Ideal.“ (Brief Arnold Ruge an Robert E. Prutz, 1-12-1839, *Die Hegelsche Linke*, S. 792) Dieser Humor prägt auch die „Philosophischen Reaktionäre“.

Und zwischen Schiffen aus aller Welt erinnert „ein preußisches Schiff“ ihn „an den Traum der preußischen Flotte“, was doch wohl nur einem richtigen Preusse, wie Arnold Ruge war, einfallen würde. (Vgl. übrigens auch: Max Stirner, *Deutsche Kriegsflotte und Die Marine*, Kleinere Schriften, S. 330 und 318).

#### 6. Warum G. Edward als Pseudonym?

Ein Pseudonym ist fast immer eine sorgfältige Wahl, die eine symbolisch-wichtige Bedeutung hat für den Träger dessen. Wie betrachtete Arnold Ruge sich selbst? Kurz, als der Erbe der Achse Luther-Hegel-Ruge oder des Erbguts des „ächten“ deutschen freiheitlichen Protestantismus.

Und dafür ist der Name G. Edward sehr geeignet. Denn der angelsächsische Name „Edward“ bedeutet „Schützer des Erbguts“. Angelsächsisch, und Arnold Ruge bezieht sich auf Deutschland, Germany. Er, Arnold Ruge, wer sonst, ist der einzige Schützer des deutschen Erbguts, the German Edward, G. Edward!

#### Zum Schluss.

Hinterher lassen die meisten Lösungen sich leicht sagen. Täter befinden sich fast immer ganz in der Nähe ihrer Opfer, als Bekannte. Sie verneinen natürlich und zeigen sich öfters behilflich bei der Suche, wie jeder Krimi-Leser weiss. Auch gehört dazu der Versuch, die Polizei irrezuführen, und auch andere als mögliche mutmassliche Verdächtigen zu suggerieren.

So hat auch Arnold Ruge seine Freunde gerne auf den Kuno Fischer-Artikel gegen Edward aufmerksam gemacht. Seine Begeisterung lenkte jeden ab und er hat sein eigenes Vergnügen daran gehabt. Sein Erfolg war vollkommen. Die Beziehung Arnold Ruges zu seinem Opfer Kuno Fischer blieb intakt. Jeder von beiden hatte gewonnen. Arnold Ruge hegte sein Geheimnis. Max Stirner war es alles völlig egal. Arnold Ruge wohnte seit 1850 im angelsächsischen Brighton. Der German Edward blieb konsistent bis zum Ende, was Friedrich Heyer übersehen hat, Bismarck aber nicht. Und dieser hat ihn dafür belohnt.

Und ich habe mich selbst schon belohnt, denn den Artikel „Die philosophischen Reaktionäre“, die Eisenbahn-Verse und auch die Reise-skizzen von G. Edward konnte ich bis jetzt nicht richtig verstehen. Aber wenn ich mich jetzt in „Arnold Ruge“ versetze, dann gelingt dies, sowohl gesondert als auch zusammen, mir eigentlich viel besser oder sogar ganz gut, finde ich.

Tel est mon plaisir, monsieur Ruge!

Oder war es doch noch jemand anders aus Ihrem Stall?

*Ex-undis*

1 Die Reise kann 1847, aber auch früher gemacht sein. (Übrigens gibt es erfolgreiche Verfasser von Reisebüchern, die nie dort waren, wovon sie geschrieben haben.) Schade dass es noch keine vollständige Arnold Ruge- Biographie gibt.

2 Oben war von „Mangel an Wirt“ die Rede. Bernd Laska schliesst nicht aus, dass dort „Mangel an Witz“ gemeint sei. Aber Arnold Ruge schreibt 12. Dez. 1842 an Moritz Fleischer: „Ich wünschte, dass die ‚Freien‘ aufhören, als diese Clique zu existieren, und bin der Meinung, dass wir sie nur desavouieren konnten, wie es auch geschehen ist. Denn diese Freiheit, die nur die des Witzes, des Gelächters, der hohlen Negativität ist, führt historisch und dadurch politisch nur dadurch weiter, dass sie aufgehoben wird.“ (*Die Hegelsche Linke*, S. 860).

## Stirner - ein „Deutscher Egoist“?

Im Jahre 1937 erschien die Dissertation „*Max Stirner als Philosoph*“ von Wilhelm Cuypers im „Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Tritsch“ (Würzburg). Mit dieser erlangt ein Jahr zuvor der aus Mönchengladbach stammende Cuypers die Doktorwürde an der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Köln. Cuypers versucht in seiner Dissertation den „Einzigsten“ und den „Verein“ von Stirner im Sinne des Dritten Reiches zu interpretieren. Der „Einzigste“ als „*Deutscher Egoist*“ (StP 54), der mit anderen einen „*Deutschen Verein*“ (EE 255; SP 53 und 55) bildet. Der Verein als „*organische Gemeinschaft*“ (StP 55) und Deutschtum als Eigenheit sind Teil dieser Interpretation. Cuypers bezieht sich in seiner Interpretation von Stirner auf dessen Kritik am Christentum und Liberalismus, dagegen richtet(e) sich ebenfalls die nationalsozialistische Bewegung. Die Kritik der gleichen „fixen Ideen“ bedeutet aber noch lange nicht, dass diese Kritik, die gleiche ist, und dass die gleichen Konsequenzen aus dieser Kritik gezogen werden müssen. Cuypers gelingt es aber, durch eine geschickte Auswahl von Zitaten von Stirner und das Verwenden seiner Sprache für seine eigenen Positionen bei den LeserInnen den Eindruck zu erwecken, dass das „Dritte Reich“ des Nationalsozialismus sei die Verwirklichung von Stirners „Egoismus“ und „Vereins“.

Cuypers scheint ebenfalls durch die Philosophie von Martin Heidegger für seine Stirner-Interpretation beeinflusst worden zu sein, auch wenn er ihn nicht ausdrücklich erwähnt. Der ursprüngliche Zustand des Menschen ist demnach das „*Hineingestelltsein des Menschen in die Welt*“ (StP 3). Für Cuypers geht es um die „Geworfenheit“ (Heidegger) des Menschen in die Welt: „*Wir aber werden in diese Welt mit ihren umstrickenden Mächten hineingestellt*“ (StP 4).

Für Cuypers ist Stirner kein „*bodenloser Anarchist oder liberalistischer Freiheitsenthusiast*“ (StP 34). Er interpretiert die Freiheitseinstellung von Stirner folgendermaßen: „*Es geht Stirner gewiß um die Freiheit, jedoch um die Freiheit, wie sie immer wieder die deutsche Seele beschäftigt hat, nämlich die Freiheit als Selbstbestimmung, oder wie er es nennt, Freiheit als Eigenheit*“ (StP 34). Die

Ablehnung des Staates von Stirner wird durch Cuypers ebenfalls relativiert: „*Der Kampf Stirners gegen die Staatsauffassung des Liberalismus ist nicht unbedingte Opposition gegen jede Bindung, sondern Kampf gegen den Versuch, den Menschen in unnatürliche, künstliche-konstruierte Bindungen zu bannen. Man hat wohl kaum einen Teil des Stirner-Buches so mißverstanden, wie den über den Liberalismus. Man glaubte Stirner auf Grund seines radikalen Kampfes gegen den Staat zum politischen Anarchisten stempeln zu müssen*“ (StP 16). Und er setzt noch einen drauf: „*Der Staat ist nach Stirner für Mich da und nicht Ich für ihn. Der Staat erhält allem Hegelianertum zum Trotz erst durch Mich Sinn und Wert*“. (StP 54). Dabei ist die Ablehnung des Staates von Stirner unmissverständlich: „*Darum sind Wir beide, der Staat und Ich, Feinde*“ (EE 196) und an andere Stelle: „*Ungerecht ist jedes Volk, jeder Staat gegen den Egoisten*“ (EE 238) und: „*Tot ist das Volk. - Wohlauf Ich*“ (EE 238). Trotz dieser Aussagen hält es Cuypers für völlig falsch, „*wenn man Stirner vorwirft, er kenne keine Werte wie Vaterland, Deutschtum und ähnliche*“ (StP 53). Das Stirner die nationalen Bestrebungen seiner Zeit nicht anerkennen konnte, begründet er damit, dass diese „*nicht die ungeheure Kraft der Eigenheit, des organischen Werdens in sich und von sich aus wirken*“ (StP 53) lassen. Die nationale Bewegung des Liberalismus ist nur eine abstrakte Idee, die als fixe Idee aus dem Intellekt entsprungen ist und deshalb muss sie wie die liberalistische Idee der Menschheit zurückgewiesen werden. Stirner richtet sich angeblich nur gegen die liberalistischen Abstraktionen von „Nation“ und „Volk“ und nicht generell gegen „Nation“ und „Volk“. Der Liberalismus entreißt den Menschen die „*natürlichen Bindungen, in die er schon immer in dieser Welt hineingestellt ist*“ (StP 16).

Stirner ist so für Cuypers kein vaterlands- und heimatloser Geselle. Nach Cuypers will Stirner den „*Deutschen durch den ‚Deutschen Verein‘ seine Heimat, seine Heimlichkeit wiedergeben*“ (StP 54). Für Cuypers kann das Deutschtum nicht von oben verordnet werden, „*sondern Deutschtum muß vor allem durch Mich erst seinen eigenen und eigenartigen Inhalt erhalten. Deutschtum ist aus der Vielfalt kommende Ein-*

heit. Ich bin nicht nur Franke, Preuße oder Deutscher, sondern ich bin beides und mehr als das (...) Der schöpferische Mensch ist Eigner aller natürlichen Bindungen und deshalb auch Eigner des Deutschtums. Es genügt nicht, sich seiner Deutschheit immer bewußt zu sein und immer davon zu reden, sondern Deutschheit will immer wieder von mir errungen und verwirklicht werden. Diese Gesinnung zum Deutschtum ist zwar notwendig, genügt jedoch keineswegs (...) Die Eigenheit sieht den Sinn des Deutschtums in der schöpferischen Mannigfaltigkeit und Einheit zugleich. Ich lebe als ‚deutscher Egoist‘ in der polaren Gespanntheit des ganzen Menschen“ (StP 54). Wie kommt nun Cuypers zu einer solchen Interpretation von Stirner. Es ist das folgende Zitat von Stirner auf das Cuypers sich bezieht:

„Nun bemühen sich die Nationalen, die abstrakte, leblose Einheit des Bientums herzustellen; die Eigenen aber werden um die eigen gewollte Einheit, den Verein, kämpfen. Es ist dies das Wahrzeichen aller reaktionären Wünsche, daß sie etwas Allgemeines, Abstraktes, einen leeren, leblosen Begriff herstellen wollen, wogegen die Eigenen das stämmige, lebenvolle Einzelne vom Wust der Allgemeinheiten zu entlasten trachten. Die Reaktionären möchten gerne ein Volk, eine Nation aus der Erde stampfen; die Eigenen haben nur Sich vor Augen. Im Wesentlichen fallen die beiden Bestrebungen, welche heute an der Tagesordnung sind, nämlich die Wiederherstellung der Provinzialrechte, der alten Stammeseinteilungen (Franken, Bayern usw., Lausitz usw.) und die Wiederherstellung der Gesamt-Nationalität in Eins zusammen. Die Deutschen werden aber nur dann einig werden, d.h. sich vereinigen, wenn sie ihr Bientum sowohl als alle Bienenkörbe umstoßen; mit andern Worten: wenn sie mehr sind als - Deutsche; erst dann können sie einen ‚Deutschen Verein‘ bilden. Nicht in ihre Nationalität, nicht in den Mutterleib müssen sie zurückkehren wollen, um wiedergeboren zu werden, sondern in sich kehre Jeder ein. Wie lächerlich-sentimental, wenn ein Deutscher dem andern den Handschlag gibt und mit heiligem Schauer die Hand drückt, weil ‚auch er ein Deutscher ist‘!“ (EE 254f)

Stirner macht sich in diesem Zitat aber eher lustig über die „Nationalen“ und ihr „deutsch-

sein“. Er macht hier deutlich, dass die/der „Einzig“ nur „Sich vor Augen“ und mit der Idee von einem „Volk“ oder eine „Nation“ nichts am Hut hat. Sicherlich gesteht Stirner anderen „Einzig“ zu, wenn sie denn möchten, einen „Deutschen Verein“ zu gründen, der aber nur ein Verein wäre wie jeder andere auch. In dem die/der „Einzig“ zu ihrem/seinem Nutzen beitreten und auch wieder austreten kann, wenn dieser „Deutsche Verein“ nicht mehr von Nutzen ist. Doch von so einem Verein redet Cuypers nicht.

Für Cuypers ist der Verein „das blutvolle Inbild einer organischen Gemeinschaft, die auch dem Deutschen seine Wiedergeburt und Selbsterneuerung durch das ewige Erringen der Freiheit als Eigenheit schenken lassen. In dieser Gemeinschaft wirken die Erd- und Blutkräfte, in deren Abhängigkeit Ich in dieser Welt immer stehen werde, um ihr Eigner zu sein“ (StP 55). In diesem Zitat wird deutlich, dass die/der „Einzig“ bei Cuypers nicht voraussetzungslos ist wie bei Stirner. „Deutschsein“ ist hier eine Voraussetzung der/des „Einzig“. Die Blut- und Bodenideologie ist Grundlage von Cuypers völkischen Verein mit einer klaren Hierarchie: „Im Verein gibt es eine Rangordnung“ (StP 51). Der Begriff „Rangordnung“ soll in diesem Zusammenhang auf eine natürliche - und damit unveränderliche - Hierarchie verweisen. Der „Deutsche Verein“ ist keine Ordnung einer freien Gesellschaft, sondern eine durch eine „natürliche Hierarchie“ strukturierte Gemeinschaft. Doch dieser Verein hat nichts - aber auch gar nichts - mit Stirners Verein zu tun:

„Den Verein hält weder ein natürliches noch ein geistiges Band zusammen, und er ist kein natürlicher, kein geistiger Bund. Nicht ein Blut, nicht Ein Glaube (d.h. Geist) bringt ihn zu Stande. In einem natürlichen Bunde, - wie einer Familie, einem Stamme, einer Nation, ja der Menschheit haben die Einzelnen nur den Wert von Exemplaren derselben Art oder Gattung; in einem geistigen Bunde - wie einer Gemeinde, einer Kirche - bedeutet der Einzelne nur ein Glied desselben Geistes; was Du in beiden Fällen als Einziger bist, das muß - unterdrückt werden. Als Einzigen kannst Du Dich bloß im Vereine behaupten, weil der Verein nicht Dich besitzt, sondern Du ihn besitzest oder Dir zu Nutze machst“ (EE 349).

Während Cuypers Verein Ausdruck einer „natürlichen“ Ver- und Gebundenheit ist, weist Stirner genau dies zurück, besteht auf den freiwilligen Ein- und Austritt aus jedem Verein. Es gibt sicherlich verschiedene Arten Stirner zu lesen und zu interpretieren, aber eins ist klar, mit Stirner kann es keinen positiven Bezug auf Nation, Volk, „Rasse“ und/oder Ethnizität geben, denn dies sind alles „fixe Ideen“, ein Spuk. Die/Der „Einzig“ verweigert sich allen künstlichen und kollektiven (Zwangs-)Identitäten, denen frau/mann sich nur unterwerfen kann und besteht auf ihre/seine Individualität, Einzigartigkeit und Nicht-Identität. Für die „Einzig“ und den „Einzig“ gilt: *„kein Begriff drückt Mich aus, nichts, was man als meine Wesen angibt erschöpft Mich; es sind nur Namen“* (EE 412).

Jürgen Mümken

#### Siglen:

EE = Stirner, Marx: Der Einzige und sein Eigentum, Stuttgart 1991

StP = Cuypers, Wilhelm: Max Stirner als Philosoph, Dissertation, Universität Köln, Würzburg 1937

\*

### Bildnis und Totenschädel Stirners

Was wissen wir eigentlich von Max Stirner? Eigentlich gar nichts. Zwar wird behauptet, Mackays Stirner-Biographie sei ein Standardwerk (Jochen Knoblauch: Die zweite Verstaatlichung von Max Stirner. In: *espero*, 3. Jg., Nr. 8, September 1996, S. 23), aber was bot dieses Werk wirklich?! Es konnte nur das sein, was er durch Erzählungen von noch zu der Zeit seiner Stirner-Recherchen lebenden Zeitgenossen Max Stirners, wie z.B. Hans von Bülow oder Rudolf von Gottschall usw. usf. erfuhr.

Im Grunde genommen trug er „nur“ Eckdaten des Stirnerschen Lebens zusammen, versehen mit an Max Stirners fast unbekanntem Leben erinnernden Anekdoten.

Nun soll hier nicht der Eindruck entstehen, daß das, was Mackay geleistet hat, ein Nichts sei. Was er zusammentrug, ist wesentlich mehr, als das, was bis zu seiner Zeit über Stirner bekannt war.

Dennoch: die von Mackay (ich sag's jetzt mal ganz „böse“) „angeblich“ benutzten Dokumente für die Erstellung seiner Stirner-Biographie wurden von ihm in diesem Werke nicht genannt, so daß manches, was er über Stirner schrieb, auch in Zweifel gezogen werden konnte. Zwar kündigte Mackay in der 2. Ausgabe seiner Stirner-Biographie an, dieses Material der interessierten Öffentlichkeit zu übergeben, indem es nach seinem Tode an das Britische Museum gehen würde, aber daraus wurde meines Wissens nichts. Zum einen hat Mackay sein Stirner-Material dem Marx-Engels-Lenin-Institut in Moskau für wenig Geld



*Wer verbirgt sich tatsächlich  
hinter diesem Schädel?*

überlassen, zum anderen ordnete er an, daß alle seine persönlichen Sachen, also auch alle Unterlagen und Briefe Max Stirner betreffend, zu vernichten seien, was bedauerlicherweise zum größten Teil geschah. Und der Anarchismus-Forscher Max Nettlau hatte u.a. in einer Rezension der Stirner-Biographie Mackay dazu aufgefordert, diese von ihm benutzten Quellenangaben in einer gesonderten Broschüre zu veröffentlichen (*Der Einzige*. Vierteljahresschrift des Max-Stirner-Archivs Leipzig, Heft 3 (7), 3. August 1999, S. 31/32). Aber diesem Wunsch ist Mackay nie nachgekommen.

Aber wozu diese Ausführungen? Nun wissen wir von Stirner, was uns Mackay in mühevoller Arbeit zusammentrug. Wissen wir aber z.B. wie Stirner ausgesehen hat? Es gibt ausführliche Beschreibungen, die Mackay wohl auf Grund der Zeugenaussagen in seiner Stirner-Biographie machte. Diese möchte ich nicht in ihrer Ausführlichkeit wiederholen. Diese können daselbst nachgelesen werden.

Was uns alle aber mehr interessieren würde, ist sein Aussehen angesichts eines an uns überlieferten Bildes. Jedoch gibt es dergleichen nicht.

Das einzig *nachweisbare* Bild, das je entstand, wurde vom Maler und späteren Schriftsteller Ludwig Pietsch angefertigt. Er schrieb in seinen Memoiren: „... [Bauers] Zartheit und Innigkeit der Empfindung, die niemand, der ihn nur oberflächlich kannte, in ihm vermutet haben würde, bekundete sich besonders in seinem Verhalten zu den wenigen Menschen, für die er wahre Zuneigung oder Liebe hegte. Der eine derselben war sein alter, verwitweter Vater ... Der andere war Max Stirner, ein einsamer, weltverachtender, mutiger, tief- und scharfsinniger Denker, wie Bruno, der in den vierziger Jahren mit seinem sozialphilosophischen Werk: ‚Der Einzige und sein Eigentum‘ der ersten, reifen Frucht dieses ganz eigenartigen Denkens, die gebildete Welt und nicht zum wenigsten auch diejenigen, welche es nie gelesen oder doch nie verstanden hatten, in heftige Aufregung versetzt hatte, seitdem aber fast gänzlich verstummt war. - An einem der letzten Junitage des Jahres 1856 kam Bauer mit einer Bitte um einen Freundschaftsdienst zu mir. Max Stirner sei gestern gestorben. Es läge ihm viel daran, ein Bild, eine Zeichnung des Toten von mir zu erhalten. Ob ich hingehen und eine solche für ihn ausführen wolle. Mich für die Arbeit und die Zeit zu entschädigen, zu honorieren, vermöge er freilich nicht. Natürlich bat ich ihn, über diesen Punkt kein Wort zu verlieren und erfüllte ihm seinen Wunsch mit um so größerer Freude, als der Kopf seines toten Freundes, in seiner charaktervollen Formation, in welcher sich die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte, mir als ein höchst interessanter und zeichnenswerter Gegenstand erschien. Bauers Freude an der fertigen Zeichnung und seine Erkenntlichkeit äußerte



Rolf Engert um 1921 in seinem Arbeitszimmer mit dem vermeintlichen Bildnis des jungen Stirner, das tatsächlich den jungen Ferenc Liszt darstellt.

sich in seiner knappen, wortkargen Weise, in der sich doch eine mir sehr wohlthuende Wärme unverkennbar kundgab.“ (Ludwig Pietsch: *Wie ich Schriftsteller geworden bin*. Erinnerungen aus den Fünfziger Jahren. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. Erster Band. F. Fontane & Co. Berlin 1898, S. 263-266.)

Obwohl Mackay davon wußte, stellte er zwischen den von ihm in seiner Biographie genannten „Bekannten“ Bruno Bauers und dem Maler Ludwig Pietsch keine namentliche Verbindung her -, dies ist verwunderlich und zugleich schade, denn er bat letzteren nicht, den Versuch zu wagen, Stirner aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Vielleicht wäre hier etwas gelungen, was aus Mackays Sicht und auf Grund seiner Befragungen von Augenzeugen Friedrich Engels mit seiner Stirner-Zeichnung nicht gelungen sein soll.

Während Mackay der Auffassung war, daß die Pietschsche Stirner-Zeichnung (und eine weitere vermutete) „unrettbar verloren“ gegangen sei, wollte sich 1921 der damals 32-jährige Stirner-Forscher Rolf Engert nicht damit abfinden.

Eigens zu diesem Thema gab er das zweite und dritte Heft (in einer Ausgabe) seiner „Neuen Beiträge zur Stirnerforschung“ heraus: „Das Bildnis Max Stirners. Das Bild der Freien“. Darin veröffentlichte er zwei Zeichnungen: mit diesem Heft hoffte er, eine Sensation anbieten zu können, denn eines Tages erhielt er von einem jungen Arbeiter eine Zeichnung, die angeblich den jungen Stirner (wahrscheinlich in der Zeit als Student in Berlin) darstellte. (Eine ausführliche Schilderung dieser Umstände und Zusammenhänge siehe: Der Einzige. Nr. 2, 3. Mai 1998, S. 6-10: „Max Stirner und die ‚Liszt‘ des Faust R. Wie ein Berliner Tischler zwei Bayreuther Persönlichkeiten ‚synthetisierte‘ und drei Generationen narrte.“ Von Paul Jordens.) Es blieb nicht aus, daß Engert erfuhr, einem Irrtum unterlegen gewesen zu sein. Denn einige Jahre nach der Veröffentlichung dieser Zeitschrift erkannte Leo Kasarnowski „es als Bildnis des jungen Franz Liszt ... Gemeinsam haben er und ich es dann als eine, übrigens sehr mangelhafte, Zeichnung nach einem Lisztbilde von Ary Scheffer erweisen können. Rolf Engert hat darauf die Zeichnung als Stirnerbildnis preisgegeben.“ (Hans Sveistrup: *Stirners drei Egoismen. Wider Karl Marx, Otmar Spann und die Fysiokraten*. Rudolf Zietzmann Verlag, Lauf/Pegnitz 1932, S. 99)<sup>1</sup> - Es sei noch am Rande erwähnt, daß zwar Engert, wie Sveistrup es schreibt, dieses (wie wir jetzt wissen) falsche Bild unter „Vorbehalt veröffentlicht hatte“ (ebda), dennoch war Engert davor so sehr erfreut darüber, vielleicht doch das Jugendbildnis Stirners gefunden zu haben, daß er es über seinen Schreibtisch in seiner Dresdener Wohnung am Wachwitzer Weinberg aufhängte. Er wird es dann schweren Herzens wieder abgehängt haben.

Heißt nun auch dies alles, daß wir je darauf verzichten müssen, jemals zu erfahren, wie Stirner wirklich ausgesehen hat?

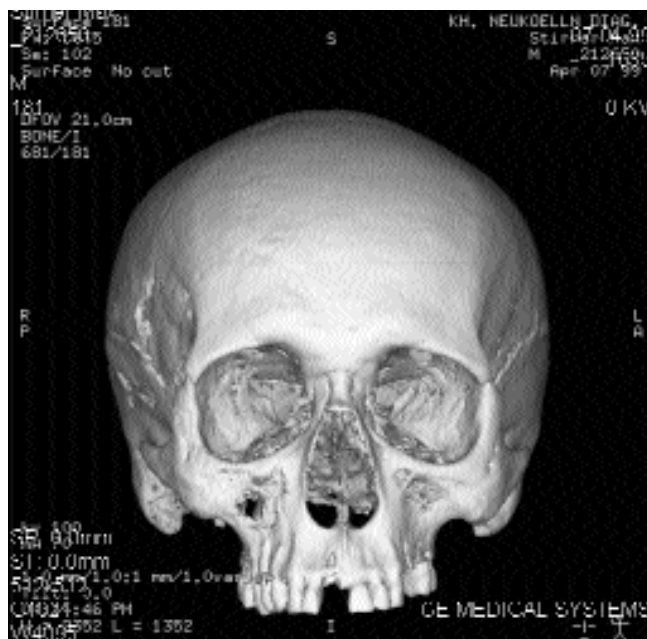
Es gibt vielleicht noch *eine Möglichkeit* und diese Möglichkeit besteht in der Existenz eines *Totenschädels*.

Als Mackay im Laufe seiner Recherchen das Stirner-Grab auf dem Friedhof der Sophiengemeinde fand, entwendete er den darin befindlichen Schädel. Etwa bis 1916 (?) blieb er in seinem Besitz. Als aber Mackay der finan-

zielle Ruin drohte, machte er öffentlich, alles zu Stirner in seinem Besitz Befindliche zu vernichten, wenn sich nicht Leute fänden, die ihn aus dieser Kalamität herausholten. Zu diesem Grunde muß wohl die „Vereinigung der Stirnerfreunde“ entstanden sein, die „den offen ausgesprochenen Zweck“ hatte, „Geldmittel für seinen [Mackays; J.U.] Lebensunterhalt aufzubringen. In ihren Besitz übertrug Mackay dafür sein Stirner-Archiv mitsamt dessen Schädel, den er bei den Fundamentierungsarbeiten für die Grabplatte geborgen hatte, aber, da nicht ganz rechtmäßig erworben (durch ein Goldstück an den Maurer!) kaum jemand zeigte, ja sogar nur ungern davon sprach. Selbst mir hat er ihn niemals gezeigt, obwohl Gelegenheit genug dazu gewesen wäre.“ (John Henry Mackay als Mensch. Auf Grund langjährigen, freundschaftlichen Verkehrs dargestellt von Friedrich Dobe. Edition Plato, Koblenz 1987, S. 82) „Der Dichter verkaufte dann das Stirner-Archiv mitsamt dem Schädel an Dr. Rolf Engert für 2000.- Mark.“ (ebda, S. 83) Nach der Auflösung der „Vereinigung der Stirnerfreunde“ hielt Mackay sich für berechtigt, „sein Eigentum an dem Archiv zurückzunehmen“. Was von diesem Archiv bei Engert verblieb bzw. was davon für 28.000.- Mark an das o.g. Moskauer Institut ging, weiß ich nicht. Sicher dagegen ist, daß der Schädel in dem Besitz von Rolf Engert verblieb. Nach seinem Tode im Jahre 1962 ging der Schädel an seine zweite Frau Ursula und dem gemeinsamen Sohn Frank. Kurt W. Fleming, Leiter des Max-Stirner-Archivs Leipzig, hatte schon vor längerer die Idee geäußert, daß es doch möglich sei herauszufinden, ob dieser Totenschädel wirklich der von Stirner sei. Es gibt die Möglichkeit, diesen Schädel krimnologisch untersuchen und ihn plastisch nachgestalten zu lassen.

*Was hätte die Idee zur Folge?*

1. Wir würden erfahren, wie dieser Mensch wirklich ausgesehen haben mag.
2. Wir würden erfahren, ob es sich bei diesem Schädel um den eines Mannes oder einer Frau handelt.
3. Denn folgernd aus 2. gibt es die Vermutung, daß das Stirner-Grab - es war ja ein Armenbegräbnis, das ihm zuteil wurde - möglicherweise mehrmals benutzt wurde, daß also

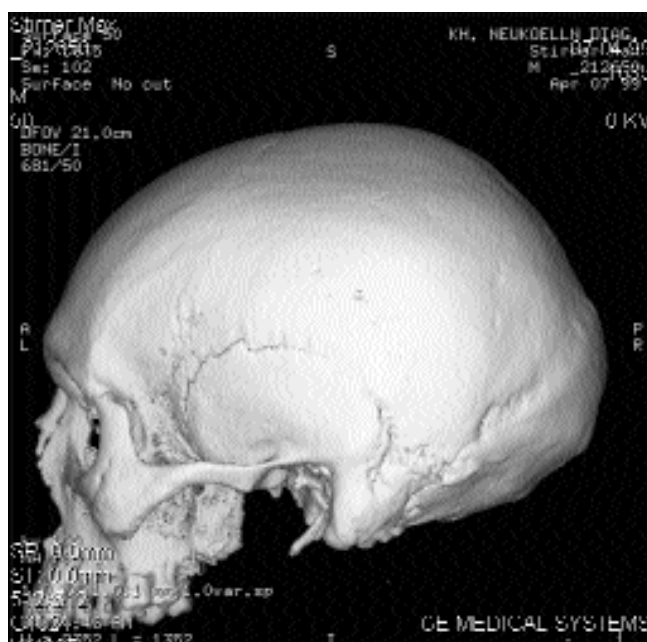


Tomographische Aufnahme des Schädels. - Bild 181

gar nicht von der Gewißheit ausgegangen werden kann, daß es sich bei besagtem Schädel wirklich um den von Max Stirner handelt.

Würde sich letzteres herausstellen, wären wir wieder am Anfang, nämlich immer noch nicht zu wissen, wie Stirner wirklich aussah. (Jedoch könnte man mögliche weitere im Stirner-Grab befindliche Schädel herausnehmen und untersuchen lassen.)

Wenn sich herausstellen würde, daß es zum einen der Schädel eines Mannes ist, daß zum andern das dann rekonstruierte Gesicht nahezu identisch ist mit dem, was uns Mackay und Engert über das Aussehen Max Stirners überliefert haben, würde sich das Bild[nis] Stir-



Tomographische Aufnahme des Schädels. - Bild 50

ners vollends schließen. Denn die Ganzheit eines Menschen ist nicht nur sein Geist, sondern auch sein Körper.

Bisher aber bleiben uns nur vage Zeichnungen, Zeichnungen, die einst Engels angefertigt hat. Da ist zum einen die Zeichnung, auf der er den Kreis der „Freien“ abbildete, insbesondere Max Stirner. Darunter befindet sich auch Max Stirner, sich auf einen Tisch stützend. (s. Abb. rechts) Zu diesem Bild schrieb Engert in der o.g. Ausgabe seiner Stirnerforschung (S. 7), daß es sich für ihn zweifelsfrei um eine „zeitgenössische[n] Darstellung Stirners“ handelt. Es bleibe für ihn „nur die Frage offen“, „inwieweit er [Engels; J.U.] ihn [Stirner; J.U.] naturgetreu wiedergeben wollte und



Tomographische Aufnahme des Schädels. - Bild 149

konnte. ... Während er aber dabei die übrigen Gestalten mehr oder weniger stark karikierte, tritt diese Absicht bei Stirner fast gar nicht zutage. ... offenbar bot auch sein Äußeres der Karikatur keine besonders günstigen Ansatzpunkte.“ (ebda)

Zum anderen gibt es die aus 50jähriger Erinnerung angefertigte Zeichnung, von der wiederum Mackay behauptet, daß sie mitnichten Max Stirner richtig darstelle, eher in verzerrender Weise.

Diese letztgenannte Zeichnung wurde oft Ausgangspunkt für weitere Stirner-“Porträts“ (s. *Der Einzige*. Nr. 2, 3. Mai 1998, S. 3-5), die aber allesamt keinen Anspruch auf Authentizität erheben können.

**FAZIT:** Wenn es möglich wäre, eine Rekonstruktion des Gesichtes anhand des vorliegenden Totenschädels zu betreiben, würden wir recht bald wissen, was es mit diesem und mit dem Bildnis, dem Aussehen Stirners auf sich hat. Stirner selbst schrieb: „An großen wie an befreundeten Menschen kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste, und wer uns Kunde von ihnen bringt, erfreut uns sicherlich.“<sup>2</sup>

Die Realisierung dieser Idee entspräche mit Sicherheit den Intentionen Rolf Engerts, der eigens ein 30seitiges Heft herausgab, um dieser Frage auf den Grund zu gehen. Ich bin mir sicher: Würde Rolf Engert heute noch leben und wüßte er von den Möglichkeiten, die die Wissenschaft jetzt bietet, so hätte er diese wahr-



genommen und alles versucht, eine plastische Rekonstruktion vornehmen zu lassen. Wir wüßten dann, was es mit diesem Schädel tatsächlich auf sich hat: ob dieser von Stirner stammt und - wenn ja - wie Stirner ausgesehen haben mag!

Engert schrieb in der o.g. Ausgabe seiner Stirnerforschungen (S. 5), daß er beide Zeichnungen (auch wenn die eine sich als Fälschung herausstellte) deshalb der Öffentlichkeit übergab, „weil ich auch in ihm [„das unsichere, zurzeit noch nicht letztgültig beweisbare Bildnis“; Einfügung aus diesem Bericht von mir; J.U.] zum mindesten ein wertvolles Hilfsmittel für weitere Nachforschungen erblicke und es mir deshalb wichtig erscheint, daß es in die Hände aller Stirnerinteressenten gelangt.“ Engert war sehr davon überzeugt, daß eines Tages, „im Laufe der Zeit“, weitere Bildnisse Stirners ans Licht kommen könnten. Ob das tatsächlich eintreffen wird, wissen wir nicht. Aber der Schädel ist da. Nutzen wir also diese Chance.

Joán Ujházy

1 In welchem Jahr dieser Irrtums aufgedeckt wurde, weiß ich nicht. Es ist anzunehmen, daß dies erst Anfang der 30er Jahre geschah. Zum einen wurde im Jahre 1924 in der „Philosophenecke“ der Gastwirtschaft Stirnerhaus dieses Bild aufgehängt. Zum andern wurde 1931 in der 5. Auflage des Buches „Wegweiser. Studien zur Geistesgeschichte des Sozialismus“, dasselbe Bild „kritiklos als echt“ wiedergegeben. (Sveistrup, a. a. O.)

2 Rheinische Zeitung. Nr. 132. Köln, Donnerstag den 12. Mai 1842, S. 2.

## Werbung

### Free-Day.com - Was ist das?

Stellen Sie diese Frage einem Bekannten, Nachbarn oder Kollegen - die Antwort lautet wahrscheinlich: „Irgend was im Internet.“

Dies ist richtig: **Free-Day.com** ist ein Unternehmen, das als Portal mit Kompetenz und Erfahrung noch am Anfang steht. Wir wollen dem Tempo des Internets angepasst, auf Ihre Bedürfnisse und Wünsche eingehen. **Free-Day.com** möchte für komfortable Kommunikation und Information stehen. Derzeit nutzen bereits Millionen Menschen den Service von **Free-Day.com**!

Ziel von **Free-Day.com** ist es, die steigenden Bedürfnisse der Internet-Anwender zu erfüllen, egal ob sie im weltweiten Datennetz kommunizieren, sich informieren, navigieren, diskutieren, einkaufen oder nur zum Vergnügen surfen möchten. Dieses Ziel wird durch hohe Qualität der einzelnen Dienste erreicht: Benutzerfreundlichkeit, einfache Anwendung, zuverlässige Technik, aktuelle Inhalte sowie übersichtliche und ansprechende Gestaltung.

Mit diesen Ansprüchen erweitert **Free-Day.com** beständig seine Dienste, baut bestehende aus und entwickelt hochwertige neue Angebote. Für Anregung und Kritiken sind wir offen, denn es ist Ihr Portal. Mailen Sie uns: **C.Richardt@Free-Day.com / www.Free-Day.com**

# MAX - STIRNER - ARCHIV

## Die Deutschen im Osten

### *Max Stirner und die Zukunft Deutschlands*

#### I.

Eines der [...]testen Persönlichkeiten in der Geschichte der deutschen Philosophie, der ganz besonders Friedrich Nietzsche ungemein viel der Anregung verdankt, ist Max Stirner. Sein Buch „Der Einzige und sein Eigentum“, von dem deutschen Dichter John Henry Mackay der Vergessenheit entrissen, hat den Ausgangspunkt einer [...]schungsbewegung gebildet, die seit fast zwei Jahrzehnten unzweifelhaft immer stärker wird. Die Zentralachse von Max Stirners Denken ist in einer gedanklichen Materialisation dessen gelegen, was die Philosophie den Inhalt des Bewußtseins nennt, ohne in die Seichtheiten der [...]schen Bewußtseinsformen zu verfallen, für die das reale Ich des Menschen nur eine Abstraktion der Welt bedeutet. Bei Stirner bildet jener gewissermaßen den Logos, das Zentrum, die Seele und den Geist aller Lebensmanifestationen, und das Ich ist ihm die reale Wesenheit dessen, was Feuerbach verschwommen nur „Mensch“ nannte, was früher Leibnitz, Berkeley und Kant nur in einem imaginären Spiegelbild des menschlichen Bewußtseinszustandes zu erkennen wähnten. Stirner dagegen gestaltete dieses abstrakte Bewußtsein zu einer konkreten Individuation aus. Stirner schuf das Ich und damit dessen [...]mächte für Mensch und Welt.

Bis in die schwierigen Gelände logischer Konklusion ausgedacht, geleitet diese Stirnersche Weltanschauung zu einem absoluten [...] des Ichs. Eine flache Auffassung behauptet nun, daß hier eine [...] des Absolutismus [...]. Dies wäre aber nur dann der Fall, wenn Stirner das Ich [...]schen Persönlichkeit und ausschließlich dieses hätte gelten und es als gebieterisches Ich gegenüber dem Volke oder der Gesellschaft aufge[...] hätte.

Nichts aber lag dem Verfasser des „Einzigen“ ferner. Für ihn war im Gegenteil der soziale Inhalt seiner Individualperson höchst ausschlaggebend und sein freier Verein, der ihm die grundlegende Keimzelle der gesellschaftlichen Symbiose [ist], ist eine Assoziationsform der sozialen Gleichberechtigung und persönlichen Individualisierung, die jede be-

griffliche Möglichkeit einer Autoritätskonstruktion des Ichs über seinesgleichen ausschließt.

Bei einem so interessanten und eigenartigen Denker wie Stirner ist es ungemein wertvoll, sich in die Art seiner Behandlung aktueller und praktischer Probleme zu vertiefen. Das ist nicht leicht, dann aber so abstrakt, wenn Stirner in seinem „Einzigen“ das Problem des Individuums und der Gesellschaft behandelt, aber so in abstrakt bleibt er in den meisten anderen seiner übrigens nicht allzu zahlreichen und keineswegs auch die gigantische Geisteshöhe seines Hauptwerkes erreichenden Arbeiten. Immerhin verdanken wir Mackay nun eine vollständige Sammlung seiner kleinen Schriften (Bernhard zack Verlag, Treptow bei Berlin). In dieser Sammlung befindet sich ein Aufsatz Stirners, der für die Gegenwart eine besondere Bedeutung besitzt, da es Stirner darin gelang, eine Reihe von Problemen vor auszusehen, deren Lösung heute fünfzig Jahre später, sich in einem von ihm unausgesch[...] Sinn erfüllen zu wollen scheint. Stirners Aufsatz über „*Die Deutschen im Osten Deutschlands*“, der diesen [...] noch für unsere Zeit bleibenden Wert behält, erschien in dem 1848 zu Triest publizierten Journal des Österreichischen Lloyd, der von Friedrich von Bodenstedt geleitet wurde. Nach eigenem Zeugnis des letzteren ist dieser Aufsatz von Stirner verfaßt und er ist, wie wir sofort sehen werden, für die Gegenwart äußerst instruktiv und zeitgemäß. Insbesondere für die Gegenwart und Zukunft von Österreich und Deutschland. Der Aufsatz erschien am 24. Juni 1848, und so ist Stirners Einleitungssatz sehr berechtigt, aber auch wohl für unsere Zeit gültig: „Dass die Landkarte Europa's in naher Zukunft ein anderes Aussehen haben wird, als sie seit der diplomatischen Eintheilung dieses Welttheils gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; die Schöpfungen der Diplomatie gehen ihrem Untergange entgegen. Welche neuen Gestaltungen sich aber bilden und durch welchen Eintheilungsgrund sie bestimmt werden, das ist vor der Hand noch eine Sache der Vermuthung oder



mehr oder weniger Einfluß. Jetzt ist z.B. der Plan eines einheitlichen Deutschlands im Schwunge und erfüllt viele deutsche Seelen mit süßen Hoffnungen, ja wohl gar mit Träumereien von einem altfränkischen Kaiserthum. Die Frage läßt sich nicht mehr umgehen und es ist deshalb wichtig zu sehen, in welcher Weise sich verständige Männer über die zu erwartende Zukunft Europa's auslassen. Einen solchen Beitrag zur ‚Reorganisation‘ Europa's liefert ein kleines anonymes Schriftchen ‚Polen, Preußen und Deutschland,‘ von dessen Entwürfen ich es der Mühe werth halte, einige Kenntniß zu geben“.

Muten diese Sätze nicht als von heute an, könnten sie nicht heute geschrieben sein? Und wir für den praktischen Scharfsinn dieses sonst so absonderlich abstrakten Denkers ist es, wenn wir ihn über Deutschlands Verhältnis zu den anderen Mächten Europas diese ahnungsvollen Worte sprechen hören ...

Max Stirner muß sich diese gesamte Umgestaltung der Völker [...] in den Reichen der heutigen Mittelmächte auf der Grundlage des Föderalismus vollziehen; denn: „Der Föderalismus ist eine höhere Form des Völkerlebens als der Centralismus. Denn die Föderation kann sich, wo es noth thut, namentlich in den Beziehungen nach außen, zeitweilig concentriren, so daß sie dann einer Centralgewalt gleichkommt; die Centralisation aber kann nicht umgekehrt eine föderative Gestalt annehmen. Der Föderalismus ist die Verfassungsform der neuen Welt und der Zukunft. Was insbesondere Europa betrifft, so muß Rußland von demselben geschieden werden; Rußland, ein ausschließliches Flachland, characterisirt durch die Wolga, welche dem asiatischen Steppengebiete zuströmt, gehört nicht zum eigentlichen Europa und muß als ein besonderes Mittelstück zwischen Europa und Asien angesehen werden. In dem eigentlichen Europa liegt Deutschland in der Mitte, und darum kommt ihm auch das Mittleramt zu, und zwar ausdrücklich nicht ein Herrschertum, sondern nur ein Mittleramt, welches sich nach den Ideen eines mehr entwickelten Bewußtseins und nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gestalten muß. Denn Deutschland ist kein Nationalstaat und kann es nie werden. Ein Blick auf die Sprachkarte zeigt, wie auf der östlichen Seite hier der Slavismus

weithin bis an das Fichtelgebirge in das deutsche Element hineintritt, dort das Deutschthum sich längs der baltischen Küste weit über Polen hinwegzieht, so daß es dem östlichen Deutschland wesentlich ist sich mit slavischen Völkern zu verbinden. Gehören denn nicht jetzt Böhmen, Mähren, Kärnthen und Ilirien zu Deutschland, und sind das nicht überwiegend slavische Landschaften? Sie sind aber in politischer Hinsicht Glieder des Reiches, und es gefährdet die deutsche Nation nicht, mit slavischen Völkern in einem Hause zu wohnen, so wenig als es unsere Absicht sein kann und darf, die Nationalität der mit uns verbundenen Slavenvölker zu gefährden.“

Gegenüber dem zentralistischen Rußland gab es für Stirner schon damals nur eine kategorische Ablehnung. Geradezu phänomenal mit den [...]taten der gegenwärtigen Kriegskaste und ihren Erfolgen für die Mittelmächte übereinstimmend, so förmlich (?) strategisch ausgezeichnet, sind Stirners Hinweise auf die künftige Gestaltung von Mitteleuropa gewesen. Darüber sagt er: „[...]“.<sup>1</sup>

## II.

Geradezu als ein Musterbeispiel für die [...] Begabung Stirners dürfen seine Ansichten über Österreich gelten. Es ist, als ob er schon damals ein Warnungssignal errichten wollte gegenüber den chimärischen Vorstellungen der Entente von einem in Verfall und Untergang begriffenen Österreich, [...] Ihm gilt es als ausgemacht, daß Österreich und Deutschland das Hauptgebiet eines großen mitteleuropäischen Föderativkörpers bilden werde, und über Österreichs Rolle darin ist folgendes seine Ansicht: „[...]“.

Welche Fülle von politischer und soziologischer Klugheit atmen diese Worte eines längst Toten, aber geistig, wie wir sahen, nicht Gestorbenen! Und ohne im geringsten irgendwelchen Eroberungs- und Annexionsgelüsten zu huldigen, hat Stirner doch schon zu seiner Zeit erkannt, wie notwendig eben für einen wahren Föderativcharakter Österreichs [...] Österreich, die ihnen wichtigsten bedeutendste Entwicklungsförderung gefunden haben,

<sup>1</sup> „[...]“: Die von Ramus vorgesehenen Zitate sind im Original nicht vorhanden.

die ihm [...] der Dinge weitsichtig angedeihen ließ. Stirner meint darüber in gewaltiger Voraussicht: „[...]“

Es läßt sich unschwer beweisen, daß Vieles in dem Artikel Stirners nicht eingetroffen ist, als er es voraussah. Auch ist gewiß, daß die voraus wiedergegebenen Ansichten in keinem Verhältnis zu seinen wirklichen philosophischen Anschauungen und Überzeugungen standen. [...] flüchtige, gelegentliche journa-

listische Artikel, die keinen Anspruch auf eine höhere Einschätzung erhob. Desto eigenartiger muß es erscheinen, wenn man bedenkt, welchen weitreichenden Scharfsinn sie [...] und um wieviel näher sie der Erfüllung ihrer Ahnungen gekommen sind, [...] das „Eigentum“ in der Philosophie des Einzigen.

*Pierre Ramus*

*Nachtrag der Redaktion:* Wer sich kompetent fühlt, alte Handschriften zu entziffern, dem würden wir eine Kopie des Ramus-Textes schicken, damit die restlichen weißen Flecke mit Farbe ausgefüllt werden können.

\*

## Stirner und Brecht - Zwei Aufsätze

### Der Einzige und sein Eigentum

Schluß jetzt, ihr roten und schwarzen Theologen aller Kirchen, mit euren abstrakten und falschen Versprechungen eines Paradieses, das nie kommen wird! Schluß jetzt, ihr Politiker aller Schulen, mit euren kläglichen Akademien! Schluß jetzt, ihr lächerlichen Erretter der Menschheit, die auf eure Entdeckungen pfeift, durch die ihr ihr unfehlbar das Glück bringen wollt! Laßt den Weg frei für die Elementarkräfte des Individuums; denn es gibt keine andere menschliche Realität als das Individuum!

Warum sollte *Stirner* nicht wieder zur Aktualität gelangen?

*Benito Mussolini* (1919)

Der Philosoph Max Stirner (1806-1856) gilt gemeinhin als ein kurioser Sonderling, der die Marotte pflegte, das Personal- und Possessivpronomen der ersten Person strikt groß zu schreiben: „Mir geht nichts über Mich!“ Wer sich in das Werk und in die Wirkungsgeschichte dieses Apologeten des Egoismus einliest, merkt jedoch sehr schnell, daß hier eine Denktendenz am Werk ist, die auch heute noch eine gefährliche Aktualität besitzt. Hans G. Helms, einer der besten Kenner Stirners, nennt dessen Hauptwerk, „Der Einzige und sein Eigentum“ (1844), „das Hohe Lied des politisch abstinenten egoistischen Einzelnen“, das nirgendwo anders vergleichbar aggressiv formuliert worden sei. Anderen gilt Stirner als Theoretiker des individualistischen Anarchismus, und Stirners Zeitgenosse Moses Heß brachte sein Erschrecken vor dem in Stirners Werk gepredigten gnadenlosen Konkurrenzprinzip auf die Formel: „Die Konsequenz des ‚Einzigen‘, rationell ausgedrückt, ist der kate-

gorische Imperativ: Werdet Tiere!“ Genauer müßte es heißen: Werdet Raubtiere! Die entsprechende Stelle bei Stirner lautet: „Wo Mir die Welt in den Weg kommt - und sie kommt Mir überall in den Weg - da verzehre Ich sie, um den Hunger Meines Egoismus zu stillen. Du bist für Mich nichts als Meine Speise, gleichwie auch Ich von Dir verspeiset und verbraucht werde. Wir haben zueinander nur eine Beziehung, die der Brauchbarkeit, der Nutzbarkeit, des Nutzens. Wir sind einander nichts schuldig, denn was Ich Dir schuldig zu sein scheine, das bin Ich höchstens Mir schuldig.“ Dieses kannibalische Weltverständnis wird auch in Brechts Frühwerk immer wieder artikuliert, was nicht so verwunderlich ist, wenn man weiß, daß einer der Höhepunkte der Stirner-Rezeption in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg lag. Es ist das Lebensgefühl Baals, das sich als Raubtier- und Kampfmetaphorik in Brechts Frühwerk bis hin zur „Dreigroschenoper“ deutlich nachweisen läßt. Es ist aber auch das Lebensgefühl Kraglers, des Einzigen, dem man sein Eigentum, eben die Braut, genommen hat, und das er sich dann wieder holt. Denn, so heißt es bei Stirner: „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. In seinem Hause ist sie nicht mehr Braut, sondern Frau, und mit der Jungfräulichkeit geht auch der Geschlechtsname verloren. Als Hausfrau ist sie ein Besitz des Mannes.“ Denn Eigentum ist laut Stirner „der Ausdruck für die unumschränkte Herrschaft über Etwas - Ding, Tier, Mensch - womit Ich schalten und walten kann nach Gutdünken.“

Es liegt auf der Hand, daß Stirners Rechtferti-

gung des Egoismus sich zugleich auch wie eine Verteidigung jeder Art von Fahnenflucht lesen muß: „Der Einzelne ist einzig, kein Glied der Partei. Er vereinigt sich frei und trennt sich wieder frei. - So könnte ein Egoist also niemals Partei ergreifen oder Partei nehmen? - Doch, nur kann er sich nicht von der Partei ergreifen und einnehmen lassen. Die Partei bleibt für ihn allezeit nichts als eine Partie: Er ist von der Partie, er nimmt nur teil.“ Als sich Kragler von den Freunden aus Glubbs Kneipe wieder trennt, formuliert er das ähnlich: „Mein Fleisch soll im Rinnstein verwesen, daß eure Idee in den Himmel kommt? Seid ihr besoffen?“ Und im Gedicht „Vom armen B. B.“ sagt auch der Autor von sich: „In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.“

Da die Kragler-Handlung vor dem Hintergrund einer Revolution abläuft, ist es aufschlußreich nachzuschlagen, wie bei Stirner Revolutionen eingeschätzt werden. Die Stelle, auf die man bald stößt, liest sich denn auch wie ein Kommentar zu Brechts Stück, denn Stirners Argumentation geht dahin, daß es grundsätzlich keinen Sinn habe, Revolutionen zu veranstalten, weil immer nur „ein neuer Herr an die Stelle gesetzt“ werde und jede Re-

volution die Gegenrevolution schon als Keim in sich trage: „Verlief sich die Revolution in eine Reaktion, so kam dadurch nur zutage, was die Revolution eigentlich war. Denn jedes Streben gelangt dann in die Reaktion, wenn es zur Besinnung kommt, und stürmt nur so lange in die ursprüngliche Aktion vorwärts, als es ein Rausch, eine Unbesonnenheit ist. ‚Besonnenheit‘ wird stets das Stichwort der Reaktion sein, weil die Besonnenheit Grenzen setzt und das eigentlich Gewollte, d.h. das Prinzip, von der anfänglichen Zügellosigkeit und Schrankenlosigkeit befreit. Wilde Burschen, renommierende Studenten, die alle Rücksichten aus den Augen setzen, sind eigentlich Philister. Und der Philister ist der zur Besinnung gekommene wilde Geselle, wie dieser der unbesonnene Philister ist. Die alltägliche Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieses Umschlagens und zeigt, wie die Renommisten zu Philistern ergrauen.“ Genau dies dürfte auch das weitere Schicksal Kraglers sein, der seine Revoluzzer-Episode mit dem Kommentar „Besoffenheit und Kindei“ wegwischt und sich dann wohl zum Haus tyrann à la Balicke mausern wird.

Lenz Prütting

*Quelle:* Programmheft-Aufsatz zur Produktion „Trommeln in der Nacht“ von Bertolt Brecht am Stadttheater Ingolstadt, Premiere 18.10.1985, Spielzeit 1985/86, Heft 2, S. 15-17.

\*

### Vom Einsamen zum Einzigen

#### *Einige Anmerkungen zu Brechts „Baal“*

Die Entstehungs- und Textgeschichte des „Baal“ ist kompliziert, aber aufschlußreich, weil Brecht dieses Stück immer wieder umgeschrieben hat, so daß die verschiedenen „Baal“- Fassungen einiges über den Wandel von Brechts Selbst- und Weltverständnis verraten. Die erste Fassung entstand zwischen März und Juni 1918 und schon in diese erste Fassung flossen sehr disparate Anregungen ein, die sich bei der Analyse des Stückes wie verschiedene geologische Schichten voneinander abheben lassen.

Ursprünglich plante Brecht wohl ein Stück über François Villon. Dies geht aus einem Brief Brechts an seinen Augsburger Freund Caspar Neher vom März 1918 hervor, in dem er schreibt: „Ich will ein Stück schreiben über François Villon, der im 15. Jahrhundert in der

Bretagne Mörder, Straßenräuber und Balladendichter war.“

Ende März 1918 besuchte er aber die Erstaufführung von Hanns Johsts Grabbe-Stück „Der Einsame“ in den Münchner Kammerspielen und ließ sich davon so entscheidend anregen, daß er für die erste Fassung seines Dichtardramas große Teile des Handlungsablaufes aus Johsts Stück übernahm:

Auch sein Dichter ist ein Mutter-Sohn, verführt die Braut seines Freundes, empfindet kosmische Gefühle, ist ein schwerer Trinker, wird aus dem Dienst entlassen, kehrt zu seiner sterbenden Mutter heim, um danach erst recht entwurzelt zu werden, und stirbt schließlich. Dieser Tod im Fieber ist bei Johst eine außerordentlich pathetische und entsprechend peinliche Apotheose des Dichters Grabbe, wohin-

gegen Brechts Held im Wald verreckt wie ein waidwundes Tier.

Die Haltung Brechts seinem Titelhelden gegenüber ist also weit entfernt von der rückhaltlosen Bewunderung, die Johst für seinen Helden Grabbe empfand, und deshalb bezeichnete Brecht sein Stück auch nicht, wie Johst das seine, als Tragödie, sondern als Komödie. So gesehen liest sich die erste Fassung des „Baal“ geradezu als Kontrafraktur zu Johsts „Einsamen“, also als polemisch verzerrte Wiederholung einer literarischen Form, die mit anderem Inhalt gefüllt und aus einer anderen Haltung heraus geschrieben worden ist.

Ein weiterer Unterschied zu Johsts Grabbe-Stück besteht darin, daß Brechts Held Lyriker, Balladendichter und Dramatiker ist, so daß in diesem Baal Züge von Grabbe, Villon und Verlaine zusammenfließen. Deshalb brauchte Brecht für seinen Helden auch einen Namen, der an keinen dieser drei Autoren zu sehr erinnerte und nannte ihn deshalb Baal. Am 5. Mai 1918 schreibt Brecht an seinen Freund Hanns-Otto Münsterer: „Ich habe jetzt einen (guten?) Titel für den Baal: ‚Baal frißt! Baal tanzt!! Baal verklärt sich!!!‘“

Man kann, wenn man will, die in diesem Titel angedeutete Verklärung Baals als ironisches Echo von Grabbes Apotheose auf dem Sterbebett in Johsts Stück ansehen, man kann diesen Titel aber auch direkt aus den Zügen Baals ableiten, die Brecht in seiner Hauptquelle, der Bibel, über den biblischen Baal nachlesen konnte.

### *Der biblische Baal*

Auf den syrischen Gott Baal war Brecht offenbar schon sehr früh gestoßen, weil er von seiner Mutter, einer sehr resoluten Protestantin, zur intensiven Bibel-Lektüre angehalten worden ist, und da mußte er natürlich auch auf den Kampf der Jahwe-Propheten gegen den Baals-Kult im Alten Testament stoßen, weil das Volk Israel immer wieder von Jahwe abfiel und sich dem attraktiveren Baals-Kult hingab.

Baal war ein Wetter-Gott, der in den Abbildungen mit einer Donner-Keule und einem Blitz-Speer ausgerüstet ist. Er war aber auch ein Vegetations-Gott, dessen alljährliches rituelles Sterben und Wiederaufleben die theo-

logische Interpretation des Naturgeschehens aus bäuerlicher Sicht ist. So gesehen ist der syrische Baal ein sehr typischer Gott dieser Epoche am Übergang von der Steinzeit zur Bronzezeit, als die Völker des vorderen Orients sesshaft wurden und zum Ackerbau übergingen. Dieses rituelle Sterben und Wiederaufleben Baals entspricht genau dem jahreszeitlichen Wechsel: Wenn Baal vom Todesgott Mot besiegt wird und in die Unterwelt absteigt, vertrocknet die Natur; wenn Baals Schwester-Gattin Anat wiederum den Todesgott besiegt und ihn zwingt, Baal aus der Unterwelt freizulassen, steigt Baal aus dem Totenreich wieder auf. Wenn es dann dadurch regnete, und die Felder wieder bestellt werden konnten und Frucht trugen, wurde Baal von den Menschen mit sexuellen Orgien und Schmausereien enthusiastisch gefeiert. Bei diesen Festen zeigte sich dann ein weiterer Aspekt Baals - Baal als Fruchtbarkeitsgott -, weshalb Baal auf den Abbildungen, die von ihm erhalten sind, auch Stierhörner trägt, die an die sexuelle Potenz des Stieres erinnern sollen. Als das Volk Israel in Kanaan sesshaft wurde und vom Nomaden- zum Bauernleben überging, bot es sich natürlich an, daß auch die Juden die zur bäuerlichen Lebensweise gehörende Religion annahmen und ihren aus der Wüste mitgebrachten bildlosen Jahwe-Kult aufgaben, weil die Baals-Religion eben eine verführerische und überzeugende theologische Sinnstiftung des bäuerlichen Lebens anbot. Dadurch wurde Baal zum gefährlichsten religionspolitischen Widersacher des alten jüdischen Gottes, gegen den die Jahwe-Propheten unaufhörlich wetterten, weil mit dem Abfall von Jahwe die Identität des Volkes Israel auf dem Spiel stand.

Der Unterschied zwischen Baal und Jahwe besteht ja vor allem darin, daß Baal wie jeder andere Vegetations-Gott auch als alljährlich wiederkehrendes Geschehen in der *Natur* sich offenbart, wohingegen Jahwe in einem historisch einmaligen Akt der Berufung des Volkes Israel zu seinem Volk sich in der *Geschichte* offenbart. Baal ist also der Herr eines regelmäßig wiederkehrenden Heils-Geschehens, Jahwe der Herr einer einmaligen Heils-Geschichte mit Anfang und Ende: „Der strengen Naturgebundenheit Baals, der sein Heil hauptsächlich in der Gabe des Fruchtbarkeit spen-

denden Regens schenkt, steht der geschichtsmächtige Gott Israels gegenüber, der in einer ganz konkreten Situation dieses Volk angesprochen, es aus seiner Notlage befreit, es durch die Wüste geführt und im Kulturland mit allem versorgt hat, was es zum Leben - auch zum Leben mit Ihm -braucht. Der personale Aspekt der Beziehung, der gewiß im Baal-Bild nicht völlig fehlt, erhält durch diese historische Verankerung einen ganz neuen Akzent. Sünde und Gericht werden ebenfalls auf dem Hintergrund von Israels Berufung gesehen. Gerade die geschichtliche Komponente hebt die Beziehung zwischen Jahwe und Israel über das Naturhafte hinaus, weil göttliche Initiative und menschliches Verhalten als Kräfte dargestellt werden, die keinem Naturgesetz, sondern dem freien Willen der Beteiligten unterstellt sind.“ (Dirk Kinet)

Daß der junge Brecht sich gerade diesen Baal zur Leitfigur und zum Hausgott seines privaten Pantheons erkoren hat, hängt wohl damit zusammen, daß sich der biblische Baal in seiner Eigenschaft als Rivale des christlich-jüdischen Gottes besonders gut als der Lotse zu eignen schien, um ihn aus dem Land seiner bibelfrommen protestantischen Kindheit zu führen, so wie Jahwe einst das Volk Israel erwählt und es aus Ägypten geführt hat. Mit anderen Worten: Baal sollte für den jungen Brecht genau die Funktion übernehmen, die Baals Rivale für das Volk Israel gehabt hat: Die Stiftung einer Identität. Dies hat Baal denn auch getan und dem jungen Brecht eine Weitsicht beschert, die ihn den Blick vor allem auf das Immergleiche, Naturhafte und Kreatürliche richten ließ und den Blick für historische Veränderung und historische Einmaligkeit trübte. Davon kündeten Brechts frühe Stücke und die Lyrik der „Hauspostille“. Als Brecht am Ende der zwanziger Jahre Marxist wurde, mußte Baal als Leitfigur wieder weitgehend weichen, denn der Marxismus bot Brecht wieder eine historisch orientierte Weltsicht an, die man durchaus als eine säkularisierte Variante der biblischen Heilsgeschichte ansehen darf. Unter diesem Aspekt gesehen ist das Fortleben Baals in Brechts Gesamtwerk ein Gradmesser dafür, wie tief Brechts Bekehrung zum Marxismus wirklich gewesen ist, da Marx und Baal ebensowenig auf einen Nenner zu bringen sind wie es Baal und Jahwe waren.

Und ein Fortleben Baals gab es in Brechts Gesamtwerk in der Tat, trotz aller marxistischen Bekenntnisse des späteren Brecht, unabhängig davon, ob diese Bekenntnisse nur taktisch gemeint oder wahrhaftig waren, denn Baal durchlebte in Brechts Gesamtwerk eine Fülle von Verwandlungen und schaut hinter vielen Gestalten Brechts mehr oder weniger deutlich hervor: „So begegnen wir der unbedingten Genußsucht Baals selbst noch in den abgeklärtesten Stücken des sozialistischen Klassikers wieder: Im Galilei, der seinen unstillbaren Welthunger in immer neuen Erkenntnissen sublimiert, der Denken als sinnlichen Genuß und alle sinnlichen Genüsse als Erkenntnisse sublimiert, der Denken als sinnlichen Genuß und alle sinnlichen Genüsse als Denkantriebe auffaßt; in dem schnapssaufenden, fleischhungrigen Puntila, der seine Bräute zum Teufel wünscht und vergeblich versucht, sich seinen Knecht Matti zum Freund zu machen; in dem Fleischkönig Pierpont Mauler, der sein blutiges Geschäft aufgeben will, weil er ein Mensch und kein Ausbeuter sein möchte, am Ende aber mit noch volleren und noch blutigeren Händen vom Fleischmarkt zurückkehrt, nachdem er seine besten (Geschäfts-)Freunde ruiniert hat; in dem besoffenen Wirrkopf und Traumtänzer Azdak, der sich um der Gerechtigkeit willen bestechen läßt und so erst eine humane Rechtsprechung ermöglicht; in dem Physiker Ziffel, der alle Tugenden wie Vaterlandsliebe, Gerechtigkeitsliebe, Tapferkeit, Opferbereitschaft, Fleiß, Disziplin usw. satt hat und von einer Gesellschaft träumt, in der der Mensch fauler, feiger, wehleidiger, kurz: glücklich sein kann; und selbst noch in „Futzer“, der die Revolution, und damit das Glück auf Erden sofort, ohne Aufschub, ohne Vertagung auf einen St. Nimmerleinstag will.“ (Michael Schneider)

Als Brecht 1954 bei der Neuausgabe seiner frühen Stücke den Leser in einem Vorwort warnte, dem „Baal“ fehle Weisheit, mußte er aber doch hinzufügen, es fehle ihm, Brecht, auch die Kraft, das Stück zu verändern und dies zeigt wohl deutlich, wie ambivalent seine Haltung diesem Erstlingswerk gegenüber war und damit auch dem baalischen Element seines Gesamtwerkes. Dazu wiederum Michael Schneider: „Indem Brecht sein eigenes Geschöpf gleichsam verleugnete bzw. mit müh-

sam geklitterten marxistischen Argumenten zu rationalisieren suchte, rationalisierte bzw. verleugnete er zugleich einen wesentlichen Teil seiner früheren Identität. Dieses Stück Selbstverleugnung war nur durch eine ungeheure Selbstdisziplinierung zu leisten, welche die Form einer steinernen Objektivierung im literarischen Werk annahm. Auf dem Wege zum sozialistischen Dramatiker ließ Brecht das „baalische“ Kernstück seiner Biographie gewissermaßen hinter sich; sei es, weil es in das Weltbild des sozialistischen Humanismus nicht mehr paßte; sei es aus Angst vor der gesellschaftlichen Tabuisierung jener homoeerotisch geprägten Gefühlslandschaft, die Baal durchwanderte. Damit aber legte er einen konstitutiven Bereich seiner eigenen Subjektivität, ja, gerade ihre gefühlsträchtigen, gefährdetsten Bezirke still (was ihm freilich nie ganz gelingen sollte!). Er schnitt sich gewissermaßen den Teil seiner bürgerlich-antibürgerlichen Gefühlsvergangenheit ab, der zu seiner selbst gewählten öffentlichen Rede nicht mehr paßte“.

### *Der Eigner Baal*

Daß Brecht 1954 vor seinem Baal glaubte warnen zu müssen, dürfte noch einen anderen Grund haben, auf den man bald stößt, wenn man die sehr gewundenen Formulierungen Brechts in diesem Vorwort aufmerksam liest. Er beginnt seine Ausführung zu „Baal“ nämlich mit den Sätzen: „Das Stück ‚Baal‘ mag denen, die nicht gelernt haben, dialektisch zu denken, allerhand Schwierigkeiten bereiten. Sie werden darin kaum etwas anderes als die Verherrlichung nackter Ichsucht erblicken. Jedoch setzt sich hier ein ‚Ich‘ gegen die Zumutungen und Entmutigungen einer Welt, die nicht eine ausnutzbare, sondern nur eine ausbeutbare Produktivität anerkennt. Es ist nicht zu sagen, wie Baal sich zu einer *Verwertung* seiner Talente stellen würde: er wehrt sich gegen ihre Verwurstung. Die Lebenskunst Baals teilt das Geschick aller andern Künste im Kapitalismus: sie wird beföhdet. Er ist asozial, aber in einer asozialen Gesellschaft.“

Übersetzt in die Sprache von Brechts geistigem Mentor von 1918/19 heißt das: Die Welt, in der Baal lebt, hindert ihn, den „Einzigsten“, daran, als „Eigner“ und „Egoist“ zu leben. Genau genommen müßte man sagen: Die

Welt hindert den Dichter Baal daran, so zu leben, wie er es in seinem „Choral vom großen Baal“ als Ideal entworfen hat, denn dieser „Choral vom großen Baal“ liest sich eben wie ein Hymnus auf Stirners „Einzigsten“, einem Ideal allerdings, dem der Baal des Stückes zwar nachstrebt, das er aber nur recht unvollkommen zu erreichen vermag.

Als „Eigner“ und „Egoist“ zu leben ist ein Prinzip, das Max Stirner (1806 bis 1856) in seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ (1844) entfaltet hat. Daß Brecht in der DDR von 1954 von seinem Stück, das sich eng an Stirners Egoismus-Philosophie orientierte, glaubte warnen zu müssen, erklärt sich aus dem einfachen Umstand, daß Stirner für jeden Marxisten das überhaupt rötteste Tuch ist, das man sich denken kann, denn es gibt keinen Philosophen, gegen den Karl Marx erbitterter zu Felde gezogen ist als eben gegen Max Stirner. Und daß Brecht 1954 vor seinem Stück „Trommeln in der Nacht“ noch intensiver warnte, hat seinen Grund darin, daß in diesem Stück die Anleihen bei Max Stirner noch ausgeprägter sind als in „Baal“.

In Brechts Tagebüchern und Briefen aus der Zeit, zu der er an „Baal“ schrieb, kommt der Name Stirner zwar nie vor. (Vielleicht sind diese Passagen aber bloß noch nicht veröffentlicht.) Dies hat die Brecht-Forscher wohl zu der Meinung verführt, daß Max Stirner für den jungen Brecht nicht wichtig gewesen sei. Und für die marxistisch orientierten Brecht-Forscher wäre ein Stirnerscher Einfluß auf das Frühwerk Brechts, selbst wenn er bekannt gewesen wäre, auch nicht wichtig gewesen, weil eben nicht sein kann, was nicht sein darf. Aber um 1919 kam man als geistig wacher Mensch an Stirner überhaupt nicht vorbei, weil gerade 1919 Stirners Einfluß auf das deutsche Geistesleben allgegenwärtig war. Diese Stirner-Flut hatte 1893 begonnen, als Stirners Hauptwerk bei Reclam herauskam und dann bis 1914 Jahr für Jahr eine Neuauflage erlebte, und nach dem ersten Weltkrieg kam es zu einem wahren Boom an stirnerisch geprägten Zeitschriften und Zeitungen, der etwa bis Ende der zwanziger Jahre anhielt und dann abbrach. Die Zeitschrift „Der Einzige“ ging 1919 sogar so weit, eine neue Zeitrechnung zu verwenden, die mit dem Erscheinen von Stirners Hauptwerk „Der Einzige und sein Ei-

gentum“ 1844 als dem Jahr 1 begann. Zentren der Stirner-Rezeption waren Berlin und München, und in München besonders der Kreis der Intellektuellen, die an der Räte-Republik beteiligt waren (Mühsam, Landauer, Marut/Traven, Toller, Gesell).

### *Der Einzige*

Stirners Impuls, aus dem er alle entscheidenden Gedanken entwickelt, ist die Zerschlagung des deutschen Idealismus und damit jeder Philosophie, die die Geistigkeit des Menschen ins Zentrum ihrer Überlegungen stellt. Deshalb schreibt er in seinem Hauptwerk: „Über der Pforte unserer Zeit steht nicht jenes apollinische: ‚Erkenne Dich selbst!‘, sondern ein: ‚Verwerde Dich!‘“, denn nur wer sich verwertet, und sich nicht, wie Brecht sagt, „verwursten“ läßt, schafft es, dem Zwiespalt zwischen den eigenen Gefühlen, Handlungen und Interessen und irgendwelchen von außen an ihn herangetragenen Soll-Beständen, Imperativen und Idealen zu entkommen. Das aber bedeutet, daß ein Egoist dieser Art jegliche Form von Fremdbestimmung ablehnen muß: die Orientierung an Idealen, die Hoffnung auf eine Belohnung im Jenseits, die Unterordnung unter die Forderungen irgendwelcher Kollektive, den Verzicht auf den Genuß der Gegenwart um der angeblich besseren Zukunft willen.

Schafft es jemand, in dieser Form radikal egoistisch zu leben, so lebt er authentisch, in völligem Einklang mit sich selbst und kann von sich sagen, er sei Eigner seiner Welt, also der Herr seiner Welt, und damit ist er auch ein Baal, denn ‚Baal‘ bedeutet nichts anderes als ‚Herr‘ / ‚Besitzer‘ / ‚Eigner‘. Und dieser sich selbst eigene Baal ist dann sein Diesseits und Jenseits, seine Gegenwart und seine Zukunft, er ist seine Welt und der Schöpfer seiner Welt in totaler Immanenz.

Die traditionell negative Besetzung des Wortfeldes ‚egoistisch‘ / ‚Egoismus‘ / ‚Egoist‘ hat dazu geführt, daß man Stirner immer wieder als den Propagandisten des rohen Faustrechts verstanden und damit mißverstanden hat, und manche Passagen des Werkes provozieren derartige Mißverständnisse auch geradezu, so daß Moses Heß in einer zeitgenössischen Rezension von Stirners „Einzigem“ schrieb: „Die Konsequenz des ‚Einzigem‘, rationell

ausgedrückt, ist der kategorische Imperativ: Werdet Tiere!“ Dies bezog sich wohl auf die Passage, wo Stirner zum Thema Verwertbarkeit schreibt: „Wo Mir die Welt in den Weg kommt - und sie kommt Mir überall in den Weg - da verzehre Ich sie, um den Hunger Meines Egoismus zu stillen. Du bist für Mich nichts als meine Speise, gleichwie auch Ich von Dir verspeiset und verbraucht werde. Wir haben zueinander nur Eine Beziehung, die der Brauchbarkeit, der Nutzbarkeit, des Nutzens. Wir sind einander nichts schuldig, denn was Ich Dir schuldig zu sein scheine, das bin Ich höchstens Mir schuldig. Zeige Ich Dir eine heitere Miene, um Dich gleichfalls zu erheitern, so ist Mir an Deiner Heiterkeit gelegen, und Meinem Wunsche dient Meine Miene! Tausend Anderen, die Ich zu erheitern nicht beabsichtige, zeige Ich sie nicht.“

Genau auf diese Passage spielt Brechts Baal in der Gefängniszene, der philosophischen Kernszene des Stückes an, wenn er zum Geistlichen sagt: „Mich interessiert alles, soweit ich es fressen kann. Töten ist keine Kunst. Aber auffressen! Aus den Hirnschalen meiner Feinde, in denen ein schmackhaftes Hirn einst listig meinen Untergang bedachte, trinke ich mir Mut und Kraft zu. Ihre Bäuche fresse ich auf, und mit ihren Därmen bespanne ich meine Klampfe. Mit ihrem Fett schmiere ich meine Schuhe, daß sie beim Freudentanz nicht drücken und nicht knarren bei der Flucht.“

Ganz wie Moses Heß bezeichnet denn auch der Gefängnisgeistliche Baal daraufhin diesen Einzigen als Tier: „Sie sind ein Tier. Sie sind das Tier. Das Untier! Ein schmutziges, hungriges Tier, das schön ist und gemein. Eine Plage des Himmels.“ Darauf aber antwortet Baal: „Ich habe immer aus Eigenem drauf gezahlt“, und damit zeigt der junge Brecht, daß er seinen Stirner sehr genau verstanden hat, weil die Maxime des Einzigen, authentisch zu leben, notwendig dazu führen muß, „aus Eigenem drauf zu zahlen“, weil Selbstgenuß dieser Art notwendig den Selbstverzehr mit einschließt: „Wie aber nutzt man das Leben? Indem man's verbraucht, gleich dem Lichte, das man nutzt, indem man's verbrennt. Man nutzt das Leben und mithin sich, den Lebendigen, indem man es und sich verzehrt. Lebensgenuß ist Verbrauch des Lebens.“ Mit

dieser klassischen „consumor“-Metapher (ich verzehre mich) rückt Stirner seinen Einzigen wiederum in die Nähe seines Vegetations-Gottes Baal, der, um die Fruchtbarkeit der Welt zu sichern, alljährlich stirbt. Deshalb ist es auch ganz konsequent, wenn Stirners „Einziger“ mit den Sätzen endet:

„Eigner bin Ich Meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einzigen weiß. Im Einzigen kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er

geboren wird. Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl Meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins. Stell' Ich auf Mich, den Einzigen, Meine Sache dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen: Ich hab' Mein' Sach' auf Nichts gestellt.“

*Lenz Prütting*

*Quelle:* Programmheft-Aufsatz zur Produktion „Baal“ von Bertolt Brecht an den Städtischen Bühnen Augsburg, Premiere 10.10.1992, Spielzeit 1992/93, Heft 2.

**Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.**

\*

### **Nicht Revolution bringt Freiheit, sondern Selbstmächtigkeit**

*Bis heute ein Unruheherd für das marxistische Denken:*

*Max Stirner und sein Buch „Der Einzige und sein Eigentum“*

Nunmehr ist es fünfzig Jahre her, dass die „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ erstmals erschien. Gleich im ersten Jahrgang von 1953, als noch Ernst Bloch einer der Herausgeber war, wies Werner Krauss auf die Rolle Max Stirners (1806-1856) bei der Entstehung des marxistischen Denkens hin. Beinahe war es ein Sakrileg, diesem längst verworfenen Autor irgendwelche Bedeutung zuzugestehen. Als 1968, in diesem bedeutsamen Jahr in Ost und West, Guntolf Herzberg in derselben Zeitschrift einen Aufsatz über „Die Bedeutung der Kritik von Marx und Engels an Max Stirner“ publizierte, musste er schon wesentlich vorsichtiger sein. Im mittlerweile üblichen Ton der rüden Zurückweisung (anders wäre das nie veröffentlicht worden), nähert sich der damals junge Nachwuchsdenkler Herzberg dem „existenzialistischen“ Stirner. Nur im Zitat durfte er die Marxsche Kritik an Stirner als „sinnlos und verfehlt“ abtun.

Was war angeblich so gefährlich an Stirner? Er hatte 1845 sein einziges Buch „Der Einzige und sein Eigentum“ publiziert. Freilich war 1845 nur das offizielle Erscheinungsjahr, denn eigentlich erschien es schon im Oktober 1844, wohl um die preußische Zensur zu täuschen. Aber das half nichts: Das Buch wurde sofort beschlagnahmt - und dann doch wieder freigegeben: Dieses Buch, so hieß es, richte sich selbst.

Lohnt es die Mühe, sich heute noch damit zu beschäftigen? Hat es uns noch irgendetwas zu

sagen? Erscheint es vielleicht nach dem historischen Scheitern des Sozialismus in neuem Licht? Es scheint so, als stünde eine konstruktive Auseinandersetzung mit Stirners Thesen bis heute aus. Stirners Gegnerschaft galt nicht nur dem preußischen Staat, sondern in der Tat auch jenen Ideen, die 1848 zum „Kommunistischen Manifest“ von Marx und Engels führten. Die beiden reagierten denn auch unmittelbar auf Stirners Buch, mit einem Manuskript, dessen auf Stirner bezogene Passagen erstmals 1903/4 und dessen vollständige Fassung erst 1932 publiziert worden ist: Der größte Teil dieses Bandes „Die deutsche Ideologie“ ist ihm gewidmet.

Marx und Engels bemerkten also, wo der stärkste Einwand gegen ihr Anliegen formuliert worden war und schrieben daher ihren Text zur „Selbstverständigung“. Die entscheidende Frage ist dabei die des Eigentums - Stirner wirft diese Frage in seinem Buch auf, und zwar in einer Weise, die nicht dem materiellen Eigentum verpflichtet ist und nicht darauf fixiert bleibt (denn das wäre „Krämergeist“, wie er sagt), sondern sehr viel der antiken Philosophie verdankt, die der Altphilologe Stirner gut kannte.

Eigentum in diesem Sinne meint die Arbeit des Selbst an sich, um sich etwas anzueignen, was nicht materieller Natur ist, und sich selbst zueigen zu werden; es geht dabei um eine Verfügung über das, was „an mir“ ist und in meiner Macht steht. Diese Ausbildung einer Selbst-

mächtigkeit hatte durchaus einen politischen Sinn, nämlich: nicht zum beliebigen Gegenstand der Macht anderer zu werden.

Es ist nicht ohne Interesse zu wissen, auf wen Stirner sich dabei besonders bezieht. Er verrät es mit einer unauffälligen Sentenz: „Mein Bein ist nicht ‚frei‘ von dem Prügel des Herrn, aber es ist mein Bein und es ist unentreibbar.“ Es war der antike Philosoph Epiktet, auf dessen Bein es, als er ein Sklave war, sein Herr abgesehen hatte. Bei der Unterscheidung dessen, was das Eigentum des „Einzigsten“ und das Eigentum anderer ist, hat Stirner ebenso wenig wie Epiktet den materiellen Besitz im Blick, sondern Leib und Geist. Er folgt der Forderung Epiktets, nur ja nicht die Wendung zu den äußeren Dingen hin zu vollziehen, die nie in unserer Macht stehen, sondern sich auf sich selbst zu wenden und „Ataraxie“ zu gewinnen.

Der Zusammenhang von Macht und Freiheit gestaltet sich damit für Stirner in ähnlicher Weise wie für Epiktet: Nur die Ausbildung einer eigenen Macht gewährleistet Freiheit, nämlich frei zu sein von Dingen, durch die Macht über mich ausgeübt werden könnte. Eine Praxis der Freiheit muss demnach bei einer Stärkung des Selbst ansetzen, um „sich auszuarbeiten und zu gestalten“, wie es bei Stirner heißt. In einem Punkt aber unterscheidet sich Stirner von Epiktet: Für ihn gehört auch der Körper zum Eigentum des Individuums und keineswegs zu den gleichgültigen äußeren Dingen. Gewiss, um das freie Individuum geht es auch Marx. Aber er erwartet alles von der Lösung der Frage des materiellen Eigentums, seine Aufmerksamkeit gilt nicht der Arbeit, die das Selbst an sich leistet.

Verhängnisvoll erscheint rückblickend die Kritik von Marx und Engels an Stirner, nur der „Ausdruck der deutschen Kleinbürger von heute zu sein, die danach trachten, Bourgeois zu werden“. Verhängnisvoll, weil die Frage der Selbstmächtigkeit um einer billigen Polemik willen abgetan wurde. Mit dem Ende des Sozialismus ist klar geworden, dass die Aufhebung des materiellen Eigentums, so wie sie praktiziert wurde, nichts gebracht hat, dass vielmehr die Individuen, die nie eine eigene Macht ausgebildet hatten, zum hilflosen Objekt einer Willkürmacht geworden sind, die sich fatalerweise als Befreiungsmacht legitimierte. Man kann sogar sagen, dass durch die

bloße Negation des materiellen Eigentums die Fixierung darauf erst recht befördert worden ist.

Für Stirner ist anstelle des materiellen Eigentums die Frage der Selbstmächtigkeit entscheidend: Habe ich eine eigene Macht geltend zu machen, oder bin ich nur der Macht anderer und der Willkür von Machtinstitutionen, egal wie dies gerechtfertigt wird, ausgeliefert? Diese Frage der Macht ist nicht dadurch schon beantwortet, dass sie auf das Machtverhältnis von „Klassen“ reduziert wird (wobei eine Klasse jeweils die andere beherrscht und dieses Verhältnis nach einer Revolution in umgekehrter Form beibehalten wird). Die „Herrschaft der Arbeiterklasse“ hat dieses Problem nicht bewältigt, ganz im Gegenteil: Hinter der anonymen Machtinstitution verbargen sich wiederum die rücksichtslosen Interessen von Individuen, die über andere herrschen wollten: Jeder Besitz eines Schreibtischs, einer Information eskalierte da zu hemmungsloser, unkontrollierter Machtausübung.

Im Moment der Geburt dessen, was später einmal zum „Marxismus“ werden sollte, weist Stirner auf den entscheidenden Geburtsfehler hin, vergeblich, wie man weiß, vergeblich nicht zuletzt deswegen, weil hier eine Erblast Hegels sich auszuwirken begann: Die Vernachlässigung des Individuums, ja seine Negation, folglich die Geringschätzung seines Selbstbezugs, seiner Selbstsorge und Selbstmächtigkeit. Stirner hält sich nicht dabei auf, sich um ein kommendes Verhängnis bei der Verwirklichung der großen Ideen Sorgen zu machen. Er antwortet mit absolutem Zynismus auf das, was er vorausahnt: „Das Beste an der Sache ist, dass man dem Treiben ruhig zusehen kann mit der Gewissheit, dass die wilden Tiere der Geschichte sich ebenso zerfleischen werden, wie die der Natur“.

Wenn er nun auf „Egoismus“ statt auf Kommunismus setzt, unterliegt er dann nicht ebenso einem grundlegenden Irrtum? Nämlich dem Glauben, ein Einzelner könne allein für sich all die Probleme lösen, die ihn bedrücken, und das Interesse zur Geltung bringen, das ihn bewegt? Aber dass Stirner entschieden beim Einzelnen und seinem „Eigentum“ ansetzt, heißt doch nicht, dass er dabei auch stehen bleibt. Vielmehr denkt er daran, dass der Einzelne nach anderen mit ähnlichen Interessen sucht, und

dass schließlich viele sich verbünden, um ihre Macht zu steigern, und er denkt dabei in seiner Zeit ebenso wie Marx und Engels an das Beispiel der Arbeiter. Der Ansatzpunkt ist jedoch immer der Einzige. Nur der Einzige hat ein Interesse - es gehört zu seinem Eigentum - und kann es auch wahrnehmen; es wäre anmaßend, ihm vorzusagen, was sein „wahres Interesse“ sei.

Das hat Konsequenzen auch für eine Ethik, die nicht mehr bei kategorischen Forderungen, sondern nur beim Einzelnen ansetzen kann. Für jede moralische Forderung folgt daraus: Entweder es gelingt zu zeigen, dass ihre Erfüllung im eigenen Interesse des Individuums liegt, oder sie wird folgenlos bleiben. Auch Moral muss zum Eigentum eines Menschen werden können, wenn sie mehr sein soll als nur ein aufgesetztes humanes Antlitz, universell gültig, aber im einzelnen Fall wenig verbindlich.

Aus der Selbstsorge folgt nämlich sehr wohl die Sorge um andere und um die allgemeinen Verhältnisse - denn die Selbstsorge nur im engsten Sinne zu verstehen, hätte böse Konsequenzen für das Selbst. Kein Selbst lebt nur für sich allein. Natürlich, es gibt gute Gründe dafür, warum dieses Buch zahllose Tiraden auf sich gezogen hat - aber auch dafür, dass es sie überlebt hat. Zweifellos stellt Stirners Buch in Stil und Inhalt ein Ärgernis dar, aber bezeichnend ist auch die wütende Hilflosigkeit, die allen Tiraden dagegen eigen ist, denn man weiß nicht, wie man damit umgehen soll.

Das Buch zu analysieren wie eine systematische Abhandlung, geht fehl, denn es ist ein Pamphlet. Es jedoch nur wie ein Pamphlet zu behandeln, geht fehl, denn dazu sind die Grundgedanken zu ernsthaft. Diese Situation ist keine zufällige, sondern entspricht der Natur der Sache: „Der Einzige“ entkommt immer, er ist nicht definitiv festzulegen; genau darin besteht sein eigentliches „Eigentum“. Hatte Stirner damit nicht historisch recht? Der grundlegende Impuls des Buches ist, sich dagegen zu wenden, dass das Individuelle als das „bloß Subjektive“ abgetan wird, dass jeder Selbstbezug als „Egoismus“ abgestempelt und das Individuum zum Verschwinden gebracht wird - hinter den großen Allgemeinbegriffen der Menschheit, der Humanität, der Wahrheit, der Freiheit, des Volkes, des Vaterlandes etc.,

denen man sich hingeben und für die man sich begeistern soll.

Ist es wirklich so „klein und verächtlich“, von dem zu sprechen und darauf zu beharren, was das Individuum selbst angeht, worum es sich sorgt und bekümmert? Ist es die Idee dieses Egoismus, nur den eigenen Lüsten und Zwecken zu folgen, den eigenen Leidenschaften Lauf zu lassen? Da sei der Epiktet in Stirner vor! In derselben Weise, wie es darauf ankommt, nicht zum Sklaven einer äußeren Macht zu werden, geht es darum, auch nicht zum Sklaven seiner selbst zu werden.

Der „Eigner“ seiner selbst verhält sich im Hinblick auf sich selbst vorsichtig und klug und geht sorgsam mit seinem Eigentum um. Zu seinem Eigentum gehören die Leidenschaften - aber er ist nicht besessen von ihnen, und wenn, dann auf eine kalkulierte Weise, mit der Fähigkeit, in jedem Moment darüber urteilen zu können. Dieses kalkulierte Verhalten, diese Frage der Macht auch im Selbstbezug macht klar, dass man unrecht daran tat, Stirner dem Anarchismus zuzurechnen, dem er nicht zugehört. Jede Art von Leidenschaft, Begehren, Zweck, Idee, Grundsatz, Prinzip stellt er unter das Kalkül des „Eigners“, gerade weil all dies sein Eigenes ist. Ein Zweck findet dort sein Ende, wo ein „fixer Zweck“ daraus wird und alleinige Macht in uns beansprucht, „kurz wo er zu Unserer Rechthaberei ausschlägt und Unser - Herr wird“ (Stirners Schreibweise). Eine Maxime verliert beim Eigner dann ihre Funktion, wenn sich zeigt, „dass nicht Er die Maxime, sondern diese vielmehr Ihn hat“.

Zweifellos gilt dies auch für das Prinzip des Eigners selbst: Er ist der Herr seines Egoismus; er kann ihn zurückrufen, wo es ihm geboten erscheint. Dieses asketische Eigentum - denn so muss man es wohl im Unterschied zum materiellen Verständnis des Eigentums nennen - ist für Stirner das Kriterium für jede Art von Freiheit. In dem Moment, in dem Marx und andere von der endgültigen Befreiung träumen, macht Stirner auf das entscheidende Problem aufmerksam: Dass die negative Freiheit einer Befreiung nichts wert ist, wenn ihr nicht die positive Freiheit einer Praxis der Freiheit folgt. Dass eine allgemeine Freiheit für den Menschen sinnlos ist, dass es vielmehr auf die Freiheit des konkreten, einzelnen Menschen und seine „Eigenheit“ ankommt, die er

nur haben kann, wenn er seine Selbstmächtigkeit ausbildet.

Stirner fehlt jeder Optimismus der Freiheit im Sinne der Befreiung, weil für ihn wichtiger ist, was danach kommt. Und danach kommt, das lehrt ihn die Geschichte, eine neue Form von Herrschaft, die schlimmer sein kann als die vorherige, wenn die Individuen nicht in der Lage sind, ihre Selbstmächtigkeit ins Spiel zu bringen. Besonders problematisch ist in seinen Augen, dass das große Ideal der absoluten Freiheit den Blick für das Faktum der Macht verschleiert, so dass eine herrschende Macht sich noch ungehinderter entfalten kann als zuvor.

Das geschah seiner Ansicht nach in der Französischen Revolution, in der die absolutistische Herrschaft ersetzt wurde durch die jakobinische Schreckensherrschaft. Und Stirner fürchtet, dass mit einer nochmaligen, nun „proletarischen“ Revolution unter der Losung des Reichs der Freiheit das Resultat nur eine totale Herrschaft, ein totaler Staat sein könnte, und zwar unter dem Vorwand einer Abschaffung des Staates, einer Abschaffung jeglicher Herrschaft. Diesen totalitären Staat, den das 20. Jahrhundert dann in voller Ausprägung kennen lernen sollte, konnte Stirner sich bereits vorstellen: Dieser Staat werde seine Bürger vor „bösen Einflüsterungen“ bewahren, indem er die „Übelgesinnten“ im Zaume hält, und er werde Leute von „guter Gesinnung“ zu Zensoren bestellen und auch durch diese „Wohlgesinnten und Wohlmeinenden“ einen moralischen Einfluss ausüben lassen.

Der Einzelne ist nichts, die Gesellschaft ist alles, werden die Individuen zu hören bekommen, wenn die kommunistische Gesellschaft verwirklicht sein werde, so Stirner 1845. Diese Gesellschaft wird die neue „Herrin“ sein, ein neues „höchstes Wesen“, dem wir zu dienen haben, denn: „Man bleibt dabei, einem ‚höchsten Geber alles Guten‘ dienen zu wollen.“ Gewiss wird dies legitimiert dadurch, dass es der Freiheit „des Menschen“ diene, dass wir alle nur auf diese Weise unsere Würde erlangen, und dass wir schließlich alle Brüder sind, aber das wird nur die „sonntägliche Seite des Kommunismus“ sein; er wird noch ein ande-

res, weniger festliches Gesicht haben. Zwar wird den Individuen noch immer eine gewisse Eigenheit bleiben, aber nicht mehr für lange: Nach Geld und Gut wird auch die eigene Meinung ein unerlaubtes Eigentum sein. „Es muss also jede Meinung aufgehoben oder unpersönlich gemacht werden. Der Person gebührt keine Meinung“.

Jeglichen Eigentums und auch noch der freien Gedanken beraubt, wird das Individuum „machtlos“. Es wird schließlich ein Kennzeichen dieser Gesellschaft sein, private Nischen zu gestatten, so lange sie dem übergeordneten „Gesellschaftsinteresse“ nicht schädlich sind. Wenn der Einzelne aber anhaltend mit diesem Interesse kollidiert, wird er als „Unmensch“ im Irrenhaus landen. Bald stecken alle „durch und durch voll Polizeigesinnung“ und bespitzeln sich gegenseitig.

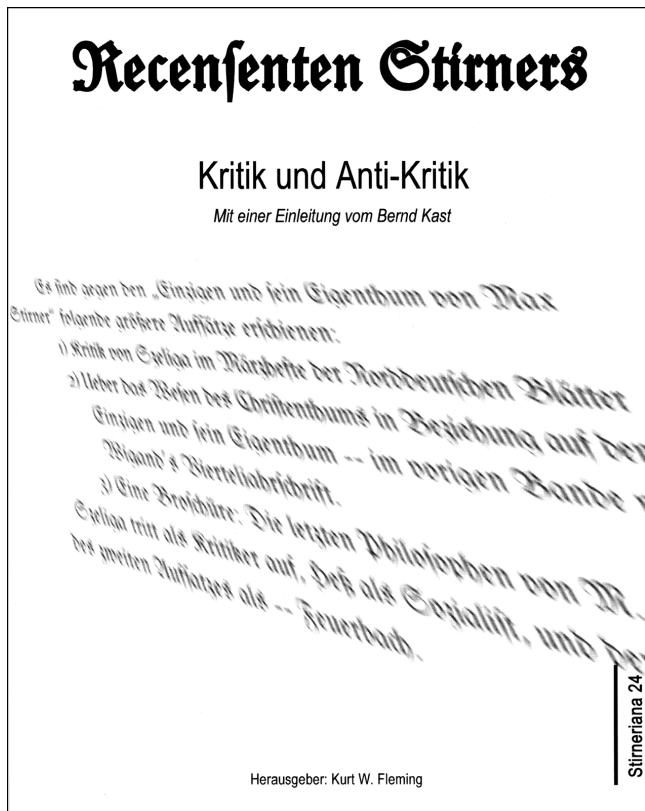
Man sollte Stirner die Gerechtigkeit widerfahren lassen anzuerkennen, mit welcher Folgerichtigkeit er die Prämissen der kommunistischen Ideen auf die zwingenden Resultate hochgerechnet hat. Daraus folgt freilich nicht, dass die Alternative, die er vertritt, ebenso zwingend die bessere ist. Allzu leicht konnte er seinerzeit vom „Verbrauch des Lebens“ sprechen, in dem der wahre Lebensgenuss liege; dies sollte das Kennzeichen einer neuen Zeit sein, die am Beginn des 21. Jahrhunderts nun auch schon wieder eine alte ist. Die „modernen Tendenzen“, die sich damals in Stirners Sicht ankündigten, sind in der Tat zur Epoche des Verbrauchs von Leben, zur Epoche des Konsums geworden.

Mag sein, dass die Welt nurmehr „Material“ ist, mit welchem „Ich anfangs, was Ich will“ - am Beginn des 21. Jahrhunderts ist man gezwungen einzusehen, dass man dieses Material nicht beliebig verbrauchen kann, sondern klug gebrauchen muss. Vieles spricht dafür, dass wir an den Grenzen einer Ideologie des Verbrauchs angelangt sind, und dass es noch andere Zwecke für die Selbstmächtigkeit der Individuen gibt als den, den Stirner anpreist. Denn für ihn diene sie letzten Endes nur dazu, sich auszuleben und schließlich „sich aufzulösen“.

Wilhelm Schmid

## R E Z E N S I O N E N

### Recensenten Stirners *Eine kritische Reflexion*



*Recensenten Stirners. Mit einer historisch-kritischen Einleitung von Bernd Kast. Hrsg.: Kurt W. Fleming. Verlag Max-Stirner-Archiv Leipzig 2003. 156 S., 13,90 Euro (MSG-Rabatt: 10,00 Euro)*

Das Interessante an diesem Buch ist die Tatsache, das *erstmalig* dem interessierten Leser schwer bzw. verstreut zugängliche Quellen in *einem* Band zur Verfügung gestellt werden, unabhängig davon, wie man persönlich zu den einzelnen Kritikern bzw. zu Stirner stehen mag. Bernd Kast, der seine Doktorarbeit über die „*Eigner-Problematik bei Max Stirner*“ (1978) schrieb, verfaßte die Einleitung.

An dieser Stelle ist es unerheblich zu erwähnen, daß der Autor dieser Rezension eine andere Sicht auf Max Stirner hat als Bernd Kast. Mit seiner eher als „*existenzialistisch*“ zu bezeichnenden Herangehensweise an Stirners Werk wird dieses von vornherein der Möglichkeit beraubt, es systematisch in die Gedankenwelt des deutschen Idealismus zu verorten. Deshalb wirkt der in Kasts Ansatz behauptete Anspruch gegenüber Hegel und den Junghegelianern, zu denen ich Stirner eindeu-

tig zurechnen würde, auf mich sehr einseitig. Das Problem fängt sozusagen schon damit an, daß Kast z.B. Stirner außerhalb der junghegelianischen Betrachtungsweise stellt, bzw. als Überwinder derselben betrachtet. *Das sind aber letztendlich Standpunktfragen.*

Unabhängig davon dürfte der vielleicht weniger informierte Leser einige Schwierigkeiten mit dieser Einleitung haben, da es Kast meines Erachtens nicht gelungen ist, eine sich mehr um „Objektivität“ bemühende Einleitung zu verfassen. Eine solche müßte nämlich darum bemüht sein, den einzelnen Beteiligten mehr Verständnis entgegenzubringen und auch Stirner selber gegenüber kritischer zu sein.

Wie ich bereits in der Diskussion auf dem 3. Stirner-Treffen in Leipzig (2.-4.10.2003) betonte, sehe ich Stirner nicht als der Weisheit letzter Schluß. *Sicher*: Stirner hat viel Gutes zu sagen (gehabt), aber vieles verpufft(e) in unfertigen Ansätzen, von denen Stirner selbst in den „*Recensenten*“ sagte, daß es sich bei diesen um einen unbeholfenen Anfang handele. Wir haben keinen Gewinn, vor allem bzgl. einer möglichen Aktualität seines Denkens, wenn Stirner sich gegenüber allen anderen als überlegen behaupten würde. Die Aktualität seines Denkens sehe ich gerade in einer dialektischen Betrachtungsweise seinen Zeitgenossen gegenüber, insbesondere eben auch in bezug auf Hegel.

Um es provokant zu formulieren: Marx beispielsweise ist gegenüber Stirner genauso im Recht wie Stirner gegenüber Marx.

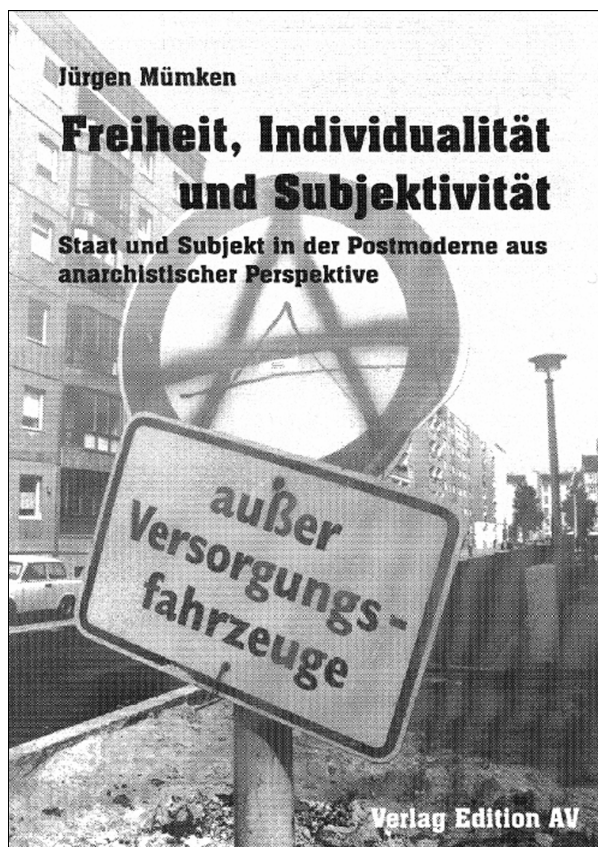
Bei all dieser Kritik bleibt dennoch eines unbeschadet, was ich oben schon gesagt habe:

Das Interessante an diesem Buch ist die Tatsache, das *erstmalig* dem interessierten Leser schwer bzw. verstreut zugängliche Quellen in *einem* Band zur Verfügung gestellt werden, unabhängig davon, wie man persönlich zu den einzelnen Kritikern bzw. zu Stirner stehen mag.

*Christian Berners*

## Warum die Menschen wollen, was sie sollen

*J.M. analysiert den Herrschaftscharakter postmoderner Subjektivität und Individualität*



Jürgen Mümken: *Freiheit, Individualität und Subjektivität. Staat und Subjekt in der Postmoderne aus anarchistischer Perspektive.* Verlag Edition AV. ca. 300 S., 16 Euro, ISBN 3-936049-12-2

Eines der wichtigsten Themen der Gegenwart ist ohne Zweifel die Frage nach der spezifischen Form herrschaftskonformer Subjektivierung der Individuen in der postfordistischen bzw. postmodernen Phase der Entwicklung einer kapitalistischen Weltgesellschaft, deren Charakteristikum, trotz der immer wieder verbreiteten Freiheitseuphorie der intellektuellen Hofnarren unserer Modernisierungspolitiker, mit geradezu erschreckender Evidenz in der „Abwesenheit wirklicher Menschen“ (Richard Sennett) besteht.

Herrschaft wird nach einem jahrhundertelangen Zurichtungs- und Dressurprozess nicht mehr über die Individuen ausgeübt – sie geht durch sie hindurch, ist fest in ihrer geistigen, ja sogar in ihrer körperlichen Konstitution verankert. Der individualisierte, der „flexible Mensch“ in der „Kultur des neuen Kapitalismus“ (Sennett) ist je für sich genommen

wahrhaft das Ensemble der gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse.

Jürgen Mümken ist in seinem neuen Buch über „Freiheit, Individualität und Subjektivität“<sup>1</sup> den mit dieser neuen Herrschaftsform gegebenen komplexen Fragestellungen mit großer Sorgfalt und mit umfangreichen Analysen nachgegangen. Im Mittelpunkt der Überlegungen steht die Frage nach der „freiwilligen Knechtschaft“ der Individuen, die sich zunächst ausdrückt im „Willen zum Staat“. In dem Versuch, poststrukturalistische Theoreme mit anarchistischen Denkansätzen zu vermitteln, schaltet Mümken dem Kapitel über den Staat einige Bemerkungen zum Poststrukturalismus vor, in erster Linie zu einigen für die eigene Untersuchung wichtigen Aspekten aus den Arbeiten von Michel Foucault. Diese Vorgehensweise rechtfertigt sich dadurch, dass „die Frage nach dem Subjekt und seiner Subjektwerdung im Zentrum dieser Theorien“ (S. 18) steht. Wichtig ist hier die Genealogie des Subjekts, der geschichtliche Weg der Konstitution bzw. der Produktion von Subjektivität, auf dem die den Subjekten zunächst äußerlichen Herrschaftstechniken tendenziell in diese selbst sozusagen einwandern. In der Entwicklung des Staates zum Verwaltungsstaat ab dem 15./16. Jahrhundert vollzieht sich der Wandel von der direkten Herrschaft von Menschen über Menschen zur abstrakten Herrschaft von Verhältnissen. In dieser von Foucault so genannten „Gouvernementalität“ wird „das Leben der Menschen (...) zum kalkulierten Objekt von Regierungspraktiken“ (S. 33) und deren systematischer Produktion von „Normalität“ durch die Herrschaft des statistischen Mittelwertes, also einer abstrakten Rationalisierung, welche die Gesamtheit der Individuen zum Allgemeinbegriff der „Bevölkerung“ zusammenfasst. Konkretisiert wird diese zunächst rein theoretisch vorgestellte Problematik in dem folgenden ausführlichen Kapitel über den Staat und die verschiedenen Spielarten der Staatskritik. Neben den wichtigsten Aspekten der anarchistischen und der marxistischen Staatskritik geht es auch um die grundsätzliche Darstellung der liberalen Staatsauffassung, hier vor

allem um die zentrale Bedeutung der Armutsfrage bzw. des Pauperismus, und schließlich um die neuere Konzeption des „Empire“ von Michael Hardt und Antonio Negri.

Es würde in einer Kurzrezension zu weit führen, die außerordentlich material- und detailreichen Ausführungen Mümken zu diesen Themenkreisen ausführlich zu referieren und zu würdigen. Doch bereits das Kapitel über den Staat, soviel sei gesagt, ist eine wahre Fundgrube für alle, die sich mit der hier skizzierten Thematik auseinandersetzen wollen.

Es folgt ein weiteres Kapitel über die einst von Adorno so genannte Problematik des Identitätszwangs, die Mümken am Beispiel der Sex-Gender-Debatte diskutiert. Das Subjekt befindet sich immer schon im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Heteronomie. Seine Identität, auch und gerade als Geschlechtsidentität, ist ein geschichtlich-gesellschaftliches Produkt und keine Naturqualität. Deshalb ist diese Identität als quasi natürliche zu dekonstruieren, wie überhaupt der Begriff des authentischen, des mit sich selbst identischen Menschen insgesamt als ein soziales Konstrukt und die Basis der Macht- und Herrschaftsentwicklung in der Moderne bzw. Postmoderne kritisch unterlaufen werden muss.

An dieser Stelle kommt Max Stirner ins Spiel als der Identitätsverweigerer schlechthin. Im anschließenden Kapitel versucht Mümken, einige Parallelen zwischen Stirner und dem Poststrukturalismus, insbesondere demjenigen Foucaults, zu ziehen, wobei vor allem der bei beiden Theoretikern zentrale Antihumanismus hervortritt. „Stirner stellte wie auch später Foucault den humanistischen Konsens seiner Zeit radikal in Frage. Stirner beobachtet im Säkularisierungsprozess und durch die Aufklärungsvernunft eine Verinnerlichung von Normen und der Fortschritt und der Humanismus erschienen ihm als ‚Dressur‘ zur Menschlichkeit.“ (S. 223) Beide, Stirner und Foucault, sehen im Siegeszug der bürgerlichen Vernunft den Übergang von der Pastoralmacht zur Disziplinarmacht. „Das christli-

che Dreieck ‚Gott – Kirche – Glaube‘ wird durch das liberale ‚Mensch – Staat – Wissenschaft‘ ersetzt.“ (S. 220 f)

Wie also ist Freiheit zu denken und vor allem zu leben, wenn, wie Mümken im Anschluss an Foucault herausarbeitet, selbst die Techniken der Befreiung, sofern sie sich im Rahmen der herrschenden Logik und Vernunft bewegen, zu einer Weiterentwicklung und Verfeinerung von Macht und Herrschaft beitragen? Zum Abschluss skizziert der Autor eine ganze Reihe von Freiheitskonzeptionen und kommt zu dem Schluss, dass der Freiheitsbegriff auf jeder jeweils geschichtlich erreichten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung neu gedacht und neu formuliert werden muss. „Es ist notwendig und wichtig, unseren Blick auf die Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse zu richten und alle theoretischen und praktischen Werkzeuge zu benutzen, die uns helfen unser Ziel zu erreichen: *Die Freiheit aller Menschen in einer freien Gesellschaft, die Anarchie!*“ (S. 278)

Problematisch daran bleibt allenfalls die hier vorgenommene Selbstidentifikation des Autors als Anarchist. Warum sich identifizieren, sich ausweisen? Wenn die Freiheit aller Menschen in einer freien Gesellschaft jemals erreicht werden sollte, dann bedarf dieser Zustand sicher keiner Etikettierung. Ist es nicht schon ein Zeichen der Widerständigkeit, sich durch Identifikationsverweigerung dem herrschenden Identitätszwang zu entziehen?

Wie dem aber auch immer sein mag: Jürgen Mümken hat ein äußerst verdienstvolles Buch geschrieben, dessen Lektüre all denen wärmstens zu empfehlen ist, die mit dem Autor ebenso wie mit seinem Rezensenten das unbezähmbare Bedürfnis verspüren, die heute immer noch andauernde, jetzt allerdings im Unterschied zu früheren Zeiten in den Subjekten verankerte Knechtschaft zu überwinden.

Jörg Ulrich

<sup>1</sup> Jürgen Mümken, Individualität und Subjektivität, Staat und Subjekt in der Postmoderne aus anarchistischer Perspektive, 302 Seiten, Verlag Edition AV, Frankfurt am Main 2003

## ... UND DAS IST EINE GANZ ANDERE GESCHICHTE

### Roger, Louven und Co. und ich und Johnny Cash

„Hallo Freund“, sagt Roger zu mir. Es ist ein verschissener Samstagabend, an dem sogar die Tiefflieger höher als sonst über das Lummerland zischen, und weiter vorne hämmern die Mgs nur vereinzelt, verloren, und wir sind hier in der Etappe. Roger haut mir die Faust in die Rippen: „Ein Bier fürs Überleben, nicht wahr?“

„Was überleben wir?“

„Das Leben“, grinst Roger, „schau dich doch mal im nüchternen Mittagslicht hier um. Dann blickst du nur in die zerfaserten Gesichter von Neurotikern und Geisteskranken. Hässliches, Altes, Verbrauchtes, Verderbliches. Der parfümierte Atem des Todes. Das Tageslicht im Lummerland ist wie ein Röntgenlicht. Es legt das Innere frei, zeigt die Skelette. Prost.“

Ich sehe in die Runde und entdeckte neue, andere Gesichter, und dabei fällt mir auf, dass sich im Laufe der Jahre einige selbst gekillt haben mit Alkohol und Drogen oder war es vielleicht die Melancholie? Hier im Lummerland gibt es keine Himmelsrichtungen, weder Tag noch Stunde, auch nicht das Schwindelgefühl einer Großstadt. Nachts ist alles plötzlich unsichtbar, jedenfalls diese beiden voneinander gestellten Reihenhäuser, in denen Roger, Louven und Co. wohnen: ausgeräumte, untapezierte Zimmer mit Matratzen und Lumpen, Sperrmüllmöbel, und einige Zimmer sind Krankenlager, Brutstätte der Infektion, Sterbebetten für die Rauschgiftsüchtigen, die keine Widerstandskraft mehr haben. Unter anderen Umständen könnte es auch uns erwischen. Wir bräuchten uns nur auf die falsche Seite zu stellen.

In dem kleinen Zimmer sind ca. 12 Leute versammelt. Es ist die negative Auslese, der Bodensatz von Kamp-Lintfort, die Gestrandeten der Gesellschaft, und einigen sieht man an, dass sie gewaltig am eigenen Sarg zimmern. Roger zerknautscht eine Diebels-Alt-Dose.

„Glaubst du“, sagt Roger, „die Menschen in Bangladesch haben andere Sorgen? Entweder du säufst mit oder du hältst die Schnauze. Selbstmord begehen nie die Sargtischler, sondern eher die Komiker.“

Wir beginnen eine rege Diskussion über die

Zeiten von früher, und Roger, Louven und Co. waren bekannt dafür, dass sie erst durch Türrahmen gingen, wenn sie die Türen eingetreten hatten. In den Angeln bewegt wurden sie selten. Mein Bruder legt eine Kassette von Johnny Cash in den Rekorder. Ich erinnere mich lediglich an vier verschiedene Zeilen. Vier einfache Zeilen, und wenn ich länger darüber nachdenke, gehen sie auf wie Orchideen im Regenwald. Roger kann kein richtiges Englisch, und um die alten Zeiten zu demonstrieren, schmeißt er eine leere Flasche aus dem geöffneten Fenster.

„The freedom when you fall ...“ singt Cash. Die Freiheit, wenn du abstürzt. Der einzige Moment im Leben, wo dir keiner sagt, was du zu tun oder zu lassen hast, und spätestens wenn du landest, triffst du Gott persönlich, und dann weißt du, ob sterben sich lohnt. Louven sitzt im einzig verfügbaren Stuhl in diesem Zimmer und reicht mir jedes Mal, sobald ich meine Flasche leer habe, ein neues Bier rüber. Mein Bruder übersetzt simultan die Songtexte, doch es hören nur zwei, drei Typen wirklich hin. Bei den anderen ist es nicht der Wahnsinn, sondern das Leben, das an ihnen nagt. Es dauert nicht lange, da habe ich 10 Bierflaschen geschafft, der Sinn meines Tuns erscheint mir nun einigermaßen plausibel. Drüben in der rechten Ecke, neben der Matratze, entdecke ich einen kleinen, schwächtigen Jungen, dessen Träume größer als sein Schatten sind. Er raucht gedankenverloren einen Joint. Es wird langsam dunkel und die Typen erwecken zu neuem Leben. Bierflaschen fliegen gegen die Wände und aus dem Fenster. Meine fängt Roger gekonnt ab.

„Hartmuth, darauf gibt's Pfand“, sagt Roger mit seinem ironischen Lächeln.

Wir stecken alle voller Rätsel. Wenn du bekiffst und besoffen bist, bekommst du die unheimliche Erkenntnis des Lebens und gleichzeitig das Gefühl, nie etwas daran ändern zu können. Wiederholt dreht mein Bruder die Kassette um. Johnny Cash hat den Blues.

Er verflucht die Arbeit auf den Baumwollfeldern, leidet permanent an gebrochenem Her-

zen und hetzt im blauen Overall einer blonden Frau hinterher, die den Zug ostwärts in Richtung der großen Metropolen genommen hat. Die Lautstärke verändert sich. Louven summt leise einige Seemannslieder vor, die er bald, in 2-3 Stunden, aus vollem Halse grölen wird. Jemand bringt einen neuen Kasten Bier ins Zimmer. Zehn Arme greifen gleichzeitig zu, und sie alle kennen nur ein Motiv, nämlich die Angst, nichts mitzubekommen. Ich nehme auch ein Bier aus dem Kasten und kurz darauf reicht mir Louven ein zweites rüber.

„Du bist nichts Besseres“, raunt mich Roger an, „nur weil du als kleiner Junge schon dein eigenes Zimmer hattest und mit 25 zwei Romane geschrieben hast.“

„Ich bin nichts Besseres“, antworte ich. „Mein Alter war Alkoholiker und ist mit 50 daran krepirt wie eine fehlgezündete Granate aus dem Zeiten Weltkrieg, und das mit den zwei Romanen habe ich lange aufgegeben, weil ich sie von fünf Verlegern zurückgeschickt bekam.“

Ein Kulturleben interessiert hier niemanden. Sie denken, sie müssen ein paar Jahre aus sich heraus leben, zumal der Krieg da draußen mörderisch ist. Sie sind nicht fähig in einem Vorstadthäuschen zu wohnen und jeden morgen pünktlich zur Arbeit zu gehen.

„Wechsle nie die Straßenseite, wenn es dir gut geht“, sagt Roger.

Die Versorgungslinie wird aufrecht gehalten. Der Nachschub kommt durch. Diesmal ist es der schwächliche Junge, der zwei Plastiktüten hereinträgt. Roger knackt eine Jim-Beam-Bottle. Es geht ruck zuck, und ich schwöre euch, die sieht, wenn nichts mehr drin ist, genauso aus wie ich. Wir trinken den Schnaps pur. „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins ...“ philosophiert jemand vom Fenster her, und Johnny Cash singt: „I shot a man in reno just to watch him die ...“

Jemand packt ein Besteck aus, und seine Glückseligkeit wird sich abrupt verändern. Das Lummerland ist eine Heimat, eine Heimat für die Ausgestoßenen, die der Zentrifugalkraft der Normen zum Opfer gefallen sind. Nun leben sie hier am Rande, in der Peripherie. Rechts und links ist Lummerland von weiten Ackerflächen umgeben, über die am Morgen der Nebel zieht und die Luft desinfiziert, aber die Menschen haben nichts davon.

Vormittags bis in den späten Nachmittag hinein schlafen sie.

„Du wirst das Geheimnis nie lüften“, sagt Roger, „weil es nichts mehr zu entdecken gibt. Sie haben ihre Interessen verloren. Der reinste Wartesaal hier. Selbst ihre Räusche können sie nicht vernünftig genießen, weil sie nie wissen was morgen sein wird.“

Und doch geht es jeden Tag weiter, als sei nichts gewesen. Manche verabschieden sich so schnell und heimlich, dass selbst Roger nichts davon mitbekommt. Die wahren Herrscher im Lummerland, das sind die Ratten. Sie sind groß und wohlgenährt und ziemlich friedlich. Sie wissen, was sie den Menschen hier verdanken und Blut bekommt man jeden Tag zu sehen. Das stammt allerdings von Kaninchen und Hühnern, die im Keller geschlachtet werden. Dabei könnte es, wie Roger bereits sagte, den Ratten selber einmal an den Kragen gehen, sobald die Vorräte knapp und der Hunger groß werden.

Während Roger neue Kerzen anzündet, stimmt Louven ein Lied an. Es ist ein Seemannslied. Ein Shanty. Er stellt sich hin und ragt mindestens einen Kopf heraus aus dieser Gruppe der Verlorenen, man lauscht seinem falschen Gesang, seinem tiefen Bass, und weiß, dass er später die Geschichten von See erzählen wird, die weniger falsch, dafür mehr amüsant sind. Wer gleich noch zwei oder drei seiner fünf Sinne zusammen hat, wird sich im Halbkreis auf den Boden hocken und Joints und Schnaps weiterreichen, um Fragmente der Erinnerungen zu reaktivieren. Sie werden aufgewärmt, damit man sie besser verdauen kann, und vor allen Dingen wiedergekaut, denn was war, kommt in seiner ursprünglichen Form nie mehr zurück. Mein Bruder ist dicht. Ich bin dicht, und Roger ist inzwischen auch dicht. Es sind die Träumer, die die Welt verändern, nicht die Realisten.

Es wird langsam hell. Lummerland liegt im Niemandsland. Die letzten Überlebenden dieser Nacht kriechen in ihre Löcher, so wie es die Ratten bereits getan haben. Der Tag beginnt mit Krieg, und doch wollen Roger, Louven, mein Bruder und ich einen Johnny Cash-Song zum Abschluss. Wir wollen uns die Illusion erhalten, dass neben der verlorenen - und der letzten - noch eine neue Generation ge-

züchtet werden könnte, deren Ziehväter wir wären.

Mein Kopf knallt dauernd gegen Rogers Schulter.

„Ich möchte noch ein Bier“, bringe ich mit purer Lippenbewegung herüber. Louven schaut zur Decke. So ein fatter Langhaariger drückt mir eine Dose in die Hand und meint: „Damals“, und er redet von der grauen Vergangenheit, die wir alle gerne zurückgeholt hätten, „damals hatte ich das Gefühl, dass Gott eine Frau ist ...“

Nie habe ich richtig begriffen, aus welchem Grund man sich nicht Heimat und Eltern wählen darf, weshalb es Daten gibt, die nicht zu verändern sind: Name, Tag der Geburt und Alter. Der Tod wartet auf uns. Er lauert wahrscheinlich mit den Ratten im Keller, und zum Schluss gibt es eine Schippe Sand in die Fresse, gesponsort vom Sozialamt. Doch wir denken an morgen, an die nächste Nacht und daran, dass wir uns dann wieder ins Gesicht

sehen können, vorausgesetzt, wir überstehen diesen Tag. Wer sich zuerst auf die einzige Matratze in diesem Zimmer legt, der hat gewonnen. Ein Etappensieg. Und die Bonzen, die Reichen, diejenigen, die sich gerne als Rad der Gesellschaft sehen, schlüpfen in die Schützengräben, laden ihre Waffen und ballern jeden Kopf zu Brei, der nur annähernd so aussieht wie der eines Arbeitslosen oder Sozialhilfeempfängers. Kaum dass der Krieg der Welt beginnt, herrscht im Lummerland Frieden.

Roger warnt monoton: „Hände weg von den Frauen.“

Ich kann mich nicht entsinnen, an diesem Abend je eine gesehen zu haben. Wer nichts zu verlieren hat, braucht auch nichts betrauern.

Johnny Cash sagt leise im Hintergrund: „That’s the way love goes.“

*Hartmuth Malorny*

\*

### **Ein Anti-Alkoholiker packt aus**

*Interview von SabScho mit dem Underground-Autor und Ex-Straßenbahnfahrer Hartmuth Malorny, „Deutschlands Szene-Bukowski aus Dortmund“, geführt am 13.8.2003 um ca. 20 Uhr an einer Straßenbahnhaltestelle in der Peripherie von Leipzig, bei 33 Grad.*

#### **Vorspiel zu diesem Interview!**

#### **Ganz betrunken nüchtern - Mister Malorny gibt ein Interview!**

Ich sah ihn aus dem Haus treten, verfolgte ihn in ca. 30 Meter Abstand, bis ich ihn gerade noch erwischte, als er in eine Straßenbahn einsteigen wollte. Wie immer hatte er seine schwarze Ledertasche dabei. Wahrscheinlich war er auf dem Weg in seine Stammkneipe, die Hansa-Stube. Außer Atem rief ich seinen Namen. Widerwillig blieb er stehen, zog an seiner Zigarette und sagte keinen Ton. Ganz schön ätzend, der Typ, dachte ich und richtete die erste Frage an ihn. Natürlich ging es um Sex, sein Spezialgebiet, wo er am meisten drauf hatte.

„Wenn ich ein Buch ohne Sex schreiben würde, müsste es ein Kochbuch sein. Frauen machen mich high.“ Malorny lehnte sich an die Wand des Wartehäuschens, er sah aus, als hätte er sich mit einem Brotmesser im Vollrausch rasiert.

„Wenn ich heute in einer Straßenbahn sitze, könnte ich genauso gut auf dem Klo oder am Tresen sitzen. Es ist wie mit den Frauen, den meisten jedenfalls, sie kommen und gehen, vergessen höchstens einen Slip, und wenn auch ihr Geruch fort ist, steht die nächste da und räumt deinen Kopf auf. Arbeiten ist nicht der Sinn des Lebens, leben ist der Sinn.“

Vielleicht wollte er wie ein Grobian wirken, doch ich kam zu der Überzeugung, dass er in Wirklichkeit ein zarter, verletzlicher Mensch war, offen für den Schmerz.

*Du hast einmal behauptet: „Wenn mir überhaupt etwas Spaß macht, neben Sex und Trinken ... und Sterben, dann ist es das eher sinnlose Schreiben. Anstatt Kinder zu machen, um meine Art zu erhalten, möchte ich lieber et-*

*was Schwachsinn hinterlassen, falls das nicht aufs Gleiche rauskommt. Schreiben ist Kunst, und Kunst ist Schwachsinn. Hat das nicht schon damals Rimbaud erkannt?“ Wie stehst Du heute dazu?*



cher ich gerne lese? Die U.S.-amerikanischen, die französischen, deutschen und englischen Autoren/Innen, klassisch bis modern, subkulturelle Erscheinungen, hauptsächlich Belletristik. Die Literatur wird von einem Kartell beherrscht, es steht der Ölindustrie in nichts nach. Jede Bestsellerliste ist versaut, die großen Verlage leisten sich teure Marktforscher, die denen sagen, wann ein Buch auf den Markt kommen soll, und sie leisten sich Werbeagenturen, die sich um das Wie kümmern. Anschließend bezahlen sie teure Anwälte. Wegen der Unterlassungsklagen. Der Autor ist das letzte Glied der Kette, er ist nicht so wichtig und austauschbar wie ein leckes Ventil.

*Welcher Leserkreis sollte von diesem Roman auf jeden Fall die Finger lassen?*

Alle diejenigen, die mit meiner Art zu schreiben nichts anzufangen wissen und die Spießer, Egoisten, Geizhalse (Wendehälse), Bücklinge und Treter, die Scheinheiligen, die Heiligen, der Papst und der Personalchef der Dortmunder Stadtwerke.

*Man bezeichnet Dich als Meister von pikan-ten bzw. orgiastischen Sexszenen: Könntest Du Dir vorstellen, einen Roman zu schreiben, in dem Sex überhaupt keine Rolle spielt?*

H. P. Lovekraft war so einer, die Welt ekelte ihn an, er sah keinen Grund für die Annahme, daß die Dinge besser aussehen würden, wenn man besser hinsähe. Aber man muss hinsehen, um zu kapieren was geschieht. Deshalb kriegen die Mädchen und Jungen schon im vierten Schuljahr Sexualkundeunterricht. Sex ist nichts Verbotenes, nichts Unnatürliches. Wenn ich aber ein Buch ohne Sex schreiben würde, müßte es ein Kochbuch sein.

*Was empfindest Du eigentlich, wenn Du heute mit einer Straßenbahn fährst? Schaust Du dem Fahrer manchmal über die Schulter?*

Nur einigen Fahrerinnen, und dann bis in den Ausschnitt, und auch nur im Sommer. Ernsthaft: Es soll ja Menschen geben, die von ihren Jobs nicht mehr losgelassen werden. Diese Schwierigkeiten hatte ich nie. Wenn ich heute in einer Straßenbahn sitze, könnte ich



Es gibt immer noch ein paar Mitglieder unserer Gesellschaft, welche für sich in Anspruch nehmen können, Gründungsmitglied zu sein, die aber das Protokoll unseres Treffens von 2002 immer noch nicht in ihrer Stirner-Bibliothek stehen haben, zumal diese und alle neuen Mitglieder auf alle meine Verlagsprodukte - ausgenommen die Zeitschrift „Der Einzige“ - 30 Prozent Rabatt erhalten.

Ansonsten kostet es 7,50 Euro, hat 76 Seiten und die ISBN 3-933287-55-3.

Also: ich warte auf eure Bestellungen!

**Aktuelle Informationen zu dem 4. Stirner-Treffen:  
>>> 17.-19. September 2004 in Berlin <<<  
sind auf meiner Homepage zu finden!**

Fortsetzung des Interviews von Seite 38

genauso gut auf dem Klo oder am Tresen sitzen. Es ist wie mit den Frauen, den meisten jedenfalls, sie kommen und gehen, vergessen höchstens einen Slip, und wenn auch ihr Geruch fort ist, steht die nächste da und räumt deinen Kopf auf. Arbeiten ist nicht der Sinn des Lebens, leben ist der Sinn. Machen wir uns doch nichts vor, heute sind wir versklavter denn je. Nur mit dem Unterschied, daß in demokratischen Ländern die Sklavenhalter gewählt werden. Von uns, wohlgemerkt.

*(Dreht einen Joint.)*

Was Bukowski über Alkohol und Drogen geschrieben hat, ist völliger Quatsch. Er hatte das gleiche Problem wie Fitzgerald, Hemingway, Steinbeck, Simenon, Faulkner oder O'Neill - alles Nobelpreisträger. Es ist wie mit dem Gift, das gegen Gift helfen soll. Schweife ich ab?

Äh, nein ...

Außerdem weiß ich gar nicht, warum Bukowski so scharf auf den Pulitzer-Preis war? Der ist lediglich mit 4000 Dollar dotiert. Und warum hat Burroughs seine Frau abgeknallt? Fragen über Fragen; hoppla, da drüben kommt meine Bahn.

*Mister Malorny, wir bedanken uns für dieses Gespräch!*

### Impressum

**Herausgeber und V.i.S.d.P.:**

**Kurt W. Fleming**

ABO für 4 Ausgaben: 12,24 Euro (1998-2000: 10,22 Euro) incl. Versandkosten; Einzelheft mit Porto € 3,83; **Bankverbindung: (Inlandskunden)** Kurt W. Fleming, ABC Privatkunden-Bank Leipzig, BLZ 101 209 00, Konto-Nr. 60 40 79 33; **(Auslandskunden)** Kurt W. Fleming, ABC Privatkunden-Bank Leipzig, BIC: GENODEF1ABC, IBAN: DE21 1012 0900 0060 4079 33 / Redaktion: Max-Stirner-Archiv Leipzig, Kurt W. Fleming, max-stirner@web.de. / © liegt bei den AutorInnen. Für den Inhalt nicht redaktioneller Beiträge trägt der Herausgeber keine Verantwortung. Soweit auf abgedruckten Texten mir noch unbekannte Urheberrechte ruhen, möchten sich die berechtigten Personen zur etwaigen Geltendmachung von Ansprüchen bei mir melden. Kommerzielle Anzeigen werden aufgenommen, soweit diese zu dem Anliegen der Zeitschrift nicht im Widerspruch stehen.

**[www.max-stirner-archiv-leipzig.de](http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de)**

